

Erlebnisse
im
Hinterlande
von
Angra-Pequena.

Dem Volke erzählt

von

J. Olpp,
Rheinischem Missionar.

Zweite Auflage.

Barmen.
Verlag der Rheinischen Missions-Gesellschaft.
1896.

Kapitel 1.

Der Aufenthalt am Seestrand.

Drei Monate nach meiner Ordination stellte es sich heraus, daß „die Wüste", das weite trockene „Großnamaland" im westlichen Südafrika als Boden meiner Wirksamkeit vom Herrn vorgesehen war.

Wie schlug mein Herz in freudiger Bereitschaft, den Armen dort das Evangelium zu predigen, — den dürstenden Seelen in der Wüste das Wasser des Lebens zu bringen.

Ein fünfwöchentlicher Aufenthalt in Holland bei der gastfreundlichen Familie G. ging der neunzigtägigen Seereise voran. Es war während des strengen Winters 1864/65.

Die „Maria Johanna" führte mich sodann meinem Bestimmungsort entgegen, — ein kleiner elender Schooner, dessen Kapitän die erste Reise ans „Kap der guten Hoffnung" unternahm. Sieben Berliner Missionsgeschwister und drei weitere Passagiere, — ein Herr, eine Dame und ein Knabe bildeten die ganze Reisegesellschaft. Mehr Personen hätten auch schwerlich untergebracht werden können. Ueber den Sturm, der gleich im englischen Kanal uns umbrauste, über unser zehntägiges Umhergeworfenwerden im Bristol- und St. Georgskanal, über die spätere ebenso lange andauernde Windstille unter dem Aequator gehe ich stillschweigend hinweg. Seereisen pflegen einander zu gleichen wie ein Ei dem andern.

Als wir am 24. April in der Tafelbai Anker warfen, da lag der kapische Schooner „Atlas" schon segelfertig. „Mit diesem werden Sie umgehend nach Namaland reisen," sagte mir Herr V., der erste Kapländer, der an Bord gekommen war, mich abzuholen. Ich hätte wohl einer längeren Ruhe bedurft, besonders meines verschleppten Katarrhs wegen, hätte mir auch gerne die Spitze des fremden Erdteils, in dem ich von nun an wohnen sollte, ein wenig angesehen. Aber dergleichen Wünsche lernt man in den Tod geben, sobald man das europäische Festland hinter sich hat, von fremden Menschen abhängig ist und von unbekannten Verhältnissen und Umständen fortgerissen wird. Uebrigens scheint man auch in Süd-



Tafelbai.

Afrika viel von dem Sprichwort zu halten: „Eile mit Weile.“ Einen Tag um den andern hieß es: „Morgen geht's in See,“ aber erst am 3. Mai wurde es ernst. Die erwünschte Wolke über dem Tafelberg erschien; das Zeichen zum Lichten der Anker war damit gegeben. Es erfolgte der Ruf: „An Bord!“ Ach! — meine Kisten auf der Holländerin hatte ich noch nicht bekommen können, um sie jetzt mitzunehmen. „Später werden sie geschickt werden,“ vertröstete man mich. So gings denn wieder hinaus in die See, während meine Berliner Reisegefährten auf der Pferdekarre nach Gnadenthal fuhren, wo eine Konferenz deutscher Missionare gehalten werden sollte. Wir hatten uns hienieden wohl zum letzten Male gesehen. Ihr Arbeitsfeld lag im Südosten, das meinige im Westen. Nach Verlauf von fünf Tagen warf der „Atlas“ Anker in der Bai Angra Pequena. Die Seereise war beendet, und ich stand am öden Strand der Wüste von Großnamaland. Habe Dank, o Gott! daß Du bis hieher geholfen! — Wie wird's weiter gehen? Auch weiter, weiter wird der treue Gott helfen und schirmen. Zeit gab es jetzt, nicht nur die Vergangenheit am Geiste vorüber passieren zu lassen, sondern auch die Zukunft sich auszumalen so treu oder untreu als möglich. —

Die Angra Pequena-Bai zeichnet sich aus durch ihre Sicherheit, aber auch durch fortschreitende Versandung und allmähliche Verrückung der Ankerstelle nach außen. Ihre Umgebung ist nur belebt von zahllosen Penguins, unter denen die Fettgans weitaus am häufigsten vorkommt. Diese Wasservögel, nur von Fischen und von Seegewächsen lebend, haben die südlich und nördlich von der Bai gelegenen Inseln Possession und Ichaboe zum Sammelpunkt, wo sie ihre Eier legen und den geschätzten Guano bereiten. Kap'sche Schiffe erscheinen von Zeit zu Zeit und führen die gesammelten Schätze von dannen. Auch werden ein paarmal im Jahre Handelswaren ausgeladen und ans Ufer gesetzt, die später ins Innere geschafft werden. Geschieht das, dann kommen auch etliche Buschmänner aus ihrem Versteck hervor und suchen sich irgend einen Brocken oder Fetzen zu erwerben, noch lieber aber eine Flasche Branntwein zu erobern. Im übrigen ist es still wie im Grabe. Nur das Getöse der sich an den hohen, felsigen Ufern brechenden Meereswogen dringt unaufhörlich ans Ohr und bringt ein wenig Bewegung in die Eintönigkeit.

Wenn sonst Reisende zur See ihren Fuß ans Land gesetzt haben, schreiten oder fahren sie der Stadt, einem Logis oder einer Restauration zu. Am Ufer der Pequenabai sah man damals sich vergeblich nach irgend einer Häuslichkeit um. Kaum zehn Schritte vom Ufer entfernt erblickte ich das „Tent“, d. i. die Kappe eines Ochsenwagens, der ohne Achsen und Räder auf dem Sande stand. Unter demselben verbrachte ich die erste Nacht im Großnamalande.



Angra Pequena.

Am folgenden Tage fügten die Leute, denen dieses mein Obdach gehörte, den Wagen ineinander, beluden ihn und schickten ihn landeinwärts. Es galt, sich nach einem anderen Logis umzusehen. Da öffnete sich mir durch die Gunst eines Handel treibenden Amerikaners das einzige kleine Bretterhäuschen, das am Strande zu finden war. Wohl war dasselbe so mit Kisten, Säcken und Warenballen vollgepfropft, daß man die Thüre fast nicht mehr hinter sich schließen konnte. Aber es war doch nun für ein Obdach gesorgt, — nur der Gastwirt fehlte.

Europäer, die in Großnamaland leben wollen, müssen sich in Kapstadt mit den nötigen Lebensmitteln versehen. Ebenso notwendig ist aber auch der Ochsenwagen. Ohne diesen kann man dort nicht auskommen, wenigstens als Heidenbote keine Wirksamkeit entfalten. Man sähe sich in seinem Beruf noch viel mehr gehemmt als etwa ein Fabrikant in unserer Zeit, dem man die Benutzung der Eisenbahn verbieten wollte. Hätte ich mir am Kap einen eigenen Wagen kaufen sollen? Dazu wäre wenig Zeit gewesen. Uebrigens hieß es „sparen!“ War doch bei meiner Abreise von der Heimat unsere Missionskasse mit 30 000 Thaler Schulden belastet. Ich hatte denn hier am Strande zu warten, bis ich abgeholt wurde.

Das ganze Gepäck, das ich bei mir hatte, bestand außer meinem Reisekoffer nur aus einer Seegrasmatratze nebst Decke, einem Feldstuhl, einem Säckchen Schiffszwieback, einem Schiffskäse, etlichen Pfund geschälter Gerste und einem Fäßchen mit kapischem Wasser. Wie lange dieser Vorrat hinreichen würde, war schwer vorauszusagen, vielleicht einen Monat, möglicherweise auch etwas länger. Außer mir wollte auch mein Begleiter Daniel davon leben. Dieser, ein echter Namab, hatte wegen eines Drüsenleidens seine Studien im Schullehrerseminar zu Gnadenthal abbrechen müssen und war mir in Stellenbosch mitgegeben worden. „Wenn mynheer*) so wenig ißt, wird es lange reichen,“ meinte er, als ich ihn um seine Ansicht frug. Ich dachte dagegen: „Es ist besser, gleich anfangs gestreckt, als später nur Finger beleckt. Keiner von uns konnte wissen, wie lange der Aufenthalt am Strande dauern würde. Später erkannten wir, daß die zeitige Vorsorge wenigstens nicht in dem Grade nötig gewesen wäre, wie wir sie übten. Das Wasserfäßchen z. B. wurde gar nicht angestochen, — es hätten auch Bohrer und Krahnen dazu gefehlt. Der Inhalt eines mächtig großen Tonnenfasses wurde uns zum Gebrauche angeboten. Freilich konnte mir niemand sagen, ob dasselbe während eines großen Regens gefüllt, oder ob das Wasser vor Monaten am Kap geschöpft worden sei, ich erinnere mich nur noch lebhaft

---

*) „mein Herr“ (holländisch), stehende Anrede.

an seinen salzigen Geschmack. Um zu dem Inhalte des Fasses zu kommen, steckte ich einen dürren, krummen Seetangstengel in das Spundloch, das zwei Fuß über meinem Kopfe sich befand, sog am unteren Ende den Stengel luftleer und fing so das nachkommende Wasser in einem kleinen Gefäße auf. Die übrigen Lebensmittel brauchten auch nur teilweise angebrochen zu werden. Es war nämlich ein Deutscher, in Diensten eines kapischen Händlers stehend und zu jener Zeit an unsern Strand gekommen, so liebenswürdig, mir vor seiner Abfahrt einen Ziegenbock zu verehren. Dieses edle Zuvorkommen brachte mich übrigens doch in einige Verlegenheit. Wovon sollte das arme Tier leben? Drei bis vier Tage hatte es nichts mehr zu fressen bekommen. Das menschliche Mitgefühl gebot, es zu töten. Wer aber sollte und konnte zum Messer greifen? Daniel, mein Schützling, wußte Rat. Später erst kam ich dahinter, daß im Namaland alle Schulkinder schon, Knaben wie Mädchen, dieses Handwerk verstehen.

Von frühester Kindheit an bis zur Stunde der Ausschiffung haben andere Herzen und Hände für des Leibes Nahrung und Notdurft gesorgt. Welche Aenderung jetzt! Für was alles gab es nunmehr selbst zu sorgen! Jeder Blick und Tritt stellte neue Aufgaben zur Lösung vor den Geist. Ach, wie sollte hierzu nicht die besondere Sorge gekommen sein, nämlich unverrückt bei dem Worte zu bleiben Phil. 2, 4: „Ein Jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, was des Anderen ist.“ Ja, ich richtete mein Streben dahin, neben dem Hauptberuf, der Predigt des Evangeliums, vor allen Dingen die Wissenschaft des Rechts nicht nur zu studieren, sondern auch zu praktizieren, und zwar nach dem angeführten Apostelwort und nach dem Wort des Herrn Matth. 7, 12: „Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch, das ist das Gesetz und die Propheten.“ Ohne diesen leitenden Gesichtspunkt festzuhalten wäre es mir nimmermehr möglich gewesen, im Segen unter den Naman in der Folgezeit zu arbeiten. Giebt es doch kaum ein anderes Volk auf Erden, das so sehr auf sein Recht und auf seine Ehre erpicht ist, wie die Naman, und lieber leiblich und geistig zu Grunde geht, als dem Selbstsüchtigen sich beugt.

Die erste, sehr wenig angenehme Bekanntschaft macht man, — hat man den Seestrand einmal erreicht, mit Wind und Wetter. In jenen Tagen raste ein Sturm über uns hin, vor dem man sich kaum aufrecht erhalten konnte. Der Wind peitschte den Sand von den nahen Landzungen derart über die Bucht herüber uns ins Gesicht, daß uns Sehen und Hören verging. Gerne zog man sich wieder in die fensterlose, düstere Behausung zurück. Aber da war es der unaufhaltsam niederströmende feine Staub, der das Atmen wieder so sehr erschwerte, daß man meinte, im Freien doch

besser existieren zu können; so versuchte man es draußen wieder für kurze Zeit. Welchen Schaden jener Sturm in Kapstadt, insbesondere in der Tafelbai anrichtete, ahnte ich nicht. Nicht weniger als siebzehn Fahrzeuge, darunter ein stattlicher Postdampfer und — die „Maria Johanna“ (!) zerschellten an den Granitfelsen von Greenpoint. Welcher Sorgen und Verluste war ich enthoben, als ich im August hörte, meine Kisten seien in Sicherheit! Nicht allzulange nach dieser Katastrophe blieb auch der „Atlas“ auf einer seiner Fahrten der Westküste entlang auf einem Felsen sitzen und verging. (!)

Auf den Sturm erfolgte ein gewaltiger Nachtregen, der mich in meinem unwirtlichen Hotel von einer Ecke in die andere trieb. Erst nach langem Umhertappen in der Dunkelheit fand ich ein leidlich angenehmes Plätzchen. Ich konnte es so richten, daß die halbe Länge der Matratze mir als Sitzkissen, die andere Hälfte als Kopfdecke diente. — Wie lange sollte mein Aufenthalt an diesem Orte noch währen? Acht Tage waren seit meiner Landung vergangen. Meine Ankunft hatte ich alsbald nach derselben, sobald sich nur ein Bote hatte finden lassen, mit ein paar Zeilen zur nächsten Station gemeldet. Und Bruder Kreft befand sich schon auf dem Wege zu mir. Da — in eben jener Regennacht vom 16./17. Mai drang das Knallen der langen Ochsenpeitsche und das Rufen der Treiber „hao“! „oha“! zu meinen Ohren. Das Herz klopfte mir vor Freuden, während ich mich mühsam aus meinem Versteck zwischen den Kisten und Säcken herverwand. Bruder Kreft war vor der Hütte angelangt. Die Bewillkommnung fand im Halbdunkel eines schwachen Laternenscheines statt, der zu der Oeffnung hereindrang. Als die Begrüßung vorüber war, merkte jeder, wie komisch einer dem andern eigentlich gegenüberstand. Ich hatte die wollene Decke nachlässig um den Leib geschlungen, und der ältere Bruder, eine hohe, hagere Gestalt, den Oberkörper schon etwas nach vorne gebogen, hatte den Mantelkragen über die Ohren gezogen, so daß die Gesichtszüge nur teilweise erkenntlich waren. Ans Schlafen dachte keiner mehr von uns. Den übrigen Teil der Nacht verbrachten wir, als es zu regnen aufhörte, am offenen Feuer, welches auf Reisen in Südafrika ohne Zweifel der einladendste Ort zu Plauderstunden ist. Daß einer dem andern vieles zu erzählen hatte, wird jedermann begreiflich finden. —

Gegen Mittag waren die Wagen geladen. Die Ochsen wurden eingespannt. Ich bemerkte noch, daß man nicht vergessen möge, den geschlachteten Ziegenbock da drüben an der Steinmauer mitzunehmen. Da blickte Bruder Kreft den Neuling einen Augenblick spannend an und sagte dann lächelnd: „Ja, denkst Du denn, daß von Deinem Bock noch mehr übrig sei als Haut, Knochen und

Klauen?“ und fuhr fort: „Nicht einer, sondern zwei sind bis jetzt vertilgt. Als ich nämlich gestern abend in der Nähe eine Viertelstunde stille hielt, um mich über den Weg zu vergewissern, da meinte der Viehwächter, wir wären am Ziele, schnitt einer fußwehen Ziege schnell die Kehle ab, und als es wieder vorwärts ging, schleppte er sie im Sande nach bis hierher. Meine Leute haben seit zwei Tagen wenig Zeit bekommen, zu essen, nun sind sie eben ausgehungert, wenn sie es nicht schon waren, ehe ich sie mietete.“ Ich merkte allmählich: Im Namalande geht es ein bischen anders zu, als im deutschen Vaterlande, vor allem auf Reisen.

Kapitel 2.

Mein erster Ritt ins Land.

Nach kap-holländischem Sprachgebrauch fährt man nicht, sondern man „reitet“ im Gefährt von Ort zu Ort. Wie interessant war mir dieser mein erster Ritt im Ochsenwagen, obwohl uns nichts Außergewöhnliches widerfuhr. Ehe noch der Treiber sein schrilles „trek!“ (zieht an!) hören ließ, bestieg Bruder Kreft den Wagen und lud auch mich zum Aufsitzen ein. Aber nein, dachte ich, das wäre eine schöne Geschichte, wenn ich junger, kräftiger Mensch den schwerbeladenen Wagen noch weiter beschweren sollte! Da standen die sieben Paar Ochsen mit dem Joch auf dem Nacken und sahen sich um mit stierem Blick, als wollten sie sagen: Machts nur nicht zu arg! Die Waren, ja, die gehören auf den Wagen, Missionare aber haben Füße zum Wandern, dacht' ich, und trappte bald neben, bald hinter dem Wagen her. Nach einer Weile vernahm ich den Ruf: „Nun, wie geht's!“ „Oh, ganz gut,“ lautete die Antwort. Nur der Staub, den die 56 Ochsenfüße verursachten, belästigte doch ein wenig. Auch vergruben sich meine Stiefel tiefer in den Sand, als mir angenehm war, doch ich wollte nicht als Schwächling dastehen und schritt rüstig darauf los. Aber es dauerte nicht allzulange, bis der Verstand siegte über den guten Willen. Bei dem wiederholten Zuruf: „Bist Du noch nicht müde?“ gab ich mich gefangen und stieg auf. Der Gewinn, den mir das Marschieren eintrug, war Müdigkeit und Durst, ein Preis, auf den ich nicht weiter spekulieren wollte.

Da lag nun vor mir „die Wüste“. Vergeblich sieht hier das Auge nach einem Grashalm sich um. Man kann sich kaum etwas Trostloseres denken, als jenes wellenförmige Steppenland, das drei bis vier Tagereisen weit auch nicht die geringste Spur von Pflanzenwuchs aufweist. Dieses Land sollte ich lieb gewinnen!



Ros.

Doch nein — ich hoffte, daß es sich weiter hinein in besserer Gestalt präsentieren werde. Ältere Brüder und gewinnsuchende Händler vermögen doch im Innern zu existieren, sagte ich mir, wenn die eintönige Sandwüste mich zum Kopfschütteln zwang.

Erst von den westlichen Ausläufern einer regellosen Felsenkette an, in die wir nach einem Weg von etwa 24 Stunden eintraten, gewahrte ich allmählich zarte, aber dürre Gräser auf dem körnigen, verwitterten Granitsande stehen. Auch fanden wir bald Regenwasser, das sich in Felsenspalten und ausgewaschenen Granitblöcken gesammelt hatte. Wie mochte es unseren Zugochsen nach viertägigem Dürsten schmecken! Sechs Stunden weiter gelangt, stießen wir sogar auf eine Quelle. Es war bei dem Orte Aos,*) welcher zur Station Bethanien gehört. Inmitten riesiger Felskegel quillt dort das unschätzbare Element und macht, durch eine enge Schlucht abfließend, etliche Morgen Landes zu einem fruchtbaren Boden. Ohne diese Quelle wäre der Verkehr von unseren Stationen nach der See hin ein Ding der Unmöglichkeit. Aber welche Aufregung und Sorge wartete unser an diesem Orte des Segens! Eben hier hatte sich in jenen Tagen ein Händler, aus Hereroland kommend, mit einem Trupp von etwa 1000 Rindern, unter denen die Lungenseuche herrschte, niedergelassen. Das war ein sträflicher Leichtsinn, der leider nicht bestraft wurde. Wie die Bewohner jenes Ortes, so waren jetzt auch wir in Gefahr, all unser Vieh zu verlieren. Kein Wunder, wenn der liebe Bruder Kreft in Harnisch geriet und trotz des kurzen Aufenthaltes an dieser Stelle das Schlimmste für uns befürchtete. Rasten konnten wir da ja nicht. Fort mußten wir, so schnell als möglich.

Nachdem wir dieser Gefahr glücklich entronnen waren und die „Höhe" erreicht hatten, dehnte sich abermals ein zehn deutsche Meilen breites Steppenland vor meinen Augen aus. Es führen zwei Wege von Aos nach Bethanien, welches vom Meere aus die nächste Station ist. Der eine, nur 20 Stunden weit, ist der gerade Weg, aber überaus felsig, für Tiere und Gefährt mörderisch. Wir wählten den andern, einen Sandweg von 30 Stunden Länge. Ist doch der Sand besser zu befahren als der zerklüftete Felsboden. Ueberdies kann das Sandfeld auf dieser Strecke, wenn auch von kahlen Strichen unterbrochen, als „Weidefeld" gelten. Auf diesem Wege gings nun kräftiglich vorwärts. Ein ergötzliches Geschichtchen zeigte mir, wie meine peinliche Vorsicht, mit der ich mich anfangs unter den Eingeborenen bewegte, einiger Korrektur bedürftig war.

---

*) Vor Aos gehört eigentlich ein senkrechter Strich, der einen der verschiedenen Schnalzlaute, die der Namasprache eigen sind, bedeutet. Wir lassen derartige diakritische Zeichen in dieser 2. Auflage ganz fallen, da sie bei der Lektüre des Buches nur störend wirken.

Eines Abends nämlich frug ich auf einer Haltestelle meinen Begleiter: „Ist es nicht anstößig, wenn ich eine geschenkte Cigarre anzünde?“ Sein verhaltenes Lächeln sagte mir „nein“. Etwas später, als die Ochsen wieder im Joch waren, und es tapfer vorwärts gehen sollte, schlängelte sich der „Leiter“, der dem vordersten Paar voranzugehen pflegt, hinter dem Wagen her, augenscheinlich mit eifrigem Suchen beschäftigt. Was war das? So gehts ja nicht vorwärts! Plötzlich — wie nach der gefundenen Lösung eines Rätsels, frug mich Bruder Kreft: „Hast Du am Ende den Cigarrenstumpen in den Sand geworfen?“ „Natürlich,“ erwiderte ich, „wohin denn sonst?“ „Welch Unrecht hast Du begangen.“ bekam ich da zu hören. „Den hättest Du dem ersten Treiber geben müssen. Nun sucht der Tsamareb (Leiter) den Stummel und wir kommen nicht vom Fleck.“ Ja, so kann man Fehler machen!

Bevor wir die Station erreicht hatten, fühlte Bruder Kreft seinem neuen Kollegen etwas auf den Zahn und frug: „Wie denkst Du Dir denn Bethanien?“ Ich dachte an die netten, weiß getünchten Mauerhäuschen, wie ich sie in Sarepta, dem schmucken Dörflein in den kapischen Dünen (bei Stellenbosch) gesehen hatte. Wie weit ich da aber über das Ziel hinausgeschossen, das entnahm ich der Antwort des lieben Bruders und sah es dann an den bienenkorbartigen Mattenhütten der Naman, wie sie in Bethanien dem Auge sich darbieten. Aber an dem „Einen, das not ist“ steht Bethanien nicht nach.

Zehn Tage nach der Abfahrt vom Seestrand, nachts 1 Uhr nach Himmelfahrt, war die Station erreicht. Ich kehrte unter dem ersten gastlichen Dach in Groß=Namaland, im Hause meines Begleiters, ein. Ein denkwürdiger Augenblick! „Es geht schon dem Morgen entgegen!“ sagte einer der Anwesenden. „Ja, möchte es Tag werden in diesem armen Lande!“ seufzte der andere. „Aber die Zahl der Lichtträger ist noch so klein!“

Als es Morgen geworden war, und ich nach einem stärkenden Schlaf die Station besah, machte sie einen viel besseren Eindruck auf mich, als ich der Aussage des ihr vorstehenden Bruders nach vermutete. Am günstigsten wirkte auf mich das nette Kirchlein mit den zwei kleinen Türmchen und darin die andächtig versammelte Gemeinde. —

Bethanien war nur ein Ruhepunkt für mich. Das Ziel meiner Bestimmung war Bersaba, eine Station, welche noch 21 Stunden weiter nach Nordosten zu von Bethanien entfernt liegt. Wie hinkommen? — Das bekümmerte mich jetzt wenig, wohl aber mußte die Frage erledigt werden: Wie oder wovon dort leben? Der Agent in Kapstadt hatte mir nicht sagen können, was ich auf meinem Posten brauchen werde. Er hatte mich an meine Brüder im Lande gewiesen, die freilich eher wissen konnten, was ein Jung=



Bethanien.

geselle in der Wüste außer Milch und Fleisch ein ganzes Jahr hindurch für sich und die zu bedienende Kirch= und Schulgemeinde nötig hat — Tauschartikel nicht zu vergessen. Wie günstig traf sich's, daß eben jetzt ein Händler von Bethanien aus an's Kap reiste. Diese gute Gelegenheit, Briefe mitgeben zu können, durfte nicht versäumt werden. So wurde denn gleich am Tage nach unserer Ankunft mit Hilfe des erfahrenen Bruders die lange Bestell=liste angefertigt und samt den übrigen Briefen unverweilt an's Kap gesandt.

Pfingsten mit der erhebenden Feier der Konfirmation und der Taufe einer Anzahl erwachsener Personen verlebte ich noch in dem gesegneten Bethanien; dann steuerte ich ernstlich meinem gesteckten Ziele zu. Mein alter Reisegefährte, der liebe Bruder Kreft, sorgte auch diesmal für die Mittel des Fortkommens, ja er wollte mich noch weiter führen als nur nach Bersaba. Denn um die Mitte dieses Jahres sollte in Gibeon die jährliche Konferenz der Brüder stattfinden; Gibeon aber ist eine Station, die über Bersaba 23 Stunden weiter hinausliegt.

In Bersaba, meinem Bestimmungsort, winkte mir also noch nicht die Ruhe nach der langen Reise, auch ich war ja berufen, zur Konferenz zu kommen. Der Weg dorthin sollte aber nicht im Wagen zurückgelegt werden, sondern zu Pferde, und zwar der da=maligen Kriegswirren wegen. Ja, es war Krieg im Lande und zwar ein erbitterter Rassenkrieg. Das braune Namavolk kämpfte gegen das nördlicher gelegene schwarze Volk der Herero. Die Naman aber waren nicht einig. Die drei friedlich gesinnten Namahäuptlinge zu Gibeon, Bersaba und Bethanien verweigerten gemeinsam die Teilnahme am Kampf, dafür war Gibeon von drei heidnischen Namahäuptlingen vor kurzem erst überfallen und ge=plündert worden. O der jammervollen Thorheit! Der Ober=häuptling des Namavolkes, Oasib, hatte zum Krieg nach außen noch den Bruderkrieg im eigenen Lande entzündet. So stand es, als wir von Bethanien aus zur Konferenzreise nach Gibeon uns aufmachten.

„Kannst Du reiten?“ — zu Pferd nämlich, — so frug mich Bruder Kreft, der alte Ulane von Paderborn. „Nein,“ lautete die Antwort. „Du hast aber doch schon auf einem Pferde gesessen?“ „In meiner Knabenzeit — ja.“ „Nun, dann wird es schon gehen.“ — Richtig, am 21. Juni standen drei Pferde gesattelt vor der Thüre. Eins davon bestieg der braune Paul, der als Diener ge=mietet war, die andern zwei bestiegen wir selbst. Der Volkssitte gemäß machten wir noch einen Besuch bei David Christian, dem Häuptling von Bethanien, denn, nicht Abschied nehmen von einem Namahäuptling, wenn man in ein benachbartes Gebiet auf Reise geht, hieße soviel wie bösen Argwohn säen in ein ohnehin

ehrgeiziges Herz. Sind die Häupter gut gelaunt, dann legen sie wohl selbst beim Aussatteln Hand an vor der Wohnung des Missionars. David Christian befand sich aber in jenen Tagen in einer sehr wenig rosigen Laune. Er grollte seinem eigenen Verbündeten, dem Häuptling zu Gibeon, welcher in seiner bedrängten Lage um Hilfstruppen gebeten hatte. Anstatt ihm solche zu senden, suchte David Christian seinen Groll im Branntwein zu ertränken. Wir fanden ihn mit der Branntweinflasche zwischen seinen Ratsleuten sitzend, und hörten ihn auf seinen Bundesgenossen schimpfen, daß es nicht zu sagen ist. Wehmütigen Herzens wandten wir uns von dem durch des Teufels List Verführten ab und wünschten die weißen Händler mit ihrem Feuerwasser zum Lande hinaus. Wo sie erscheinen, ist Unheil im Anzug.

Spät erst am Nachmittag kamen wir drei Reiter von Bethanien hinweg. Mit mir, dem Rekruten, war nicht gleich im Galopp zu reiten, und — die Nacht überfiel uns, als wir erst die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten. Völlige Dunkelheit war eingebrochen, als wir den Pferden und uns selber Ruhe gönnten und ich ganz steif aus dem Bügel stieg. Eine passende Lagerstätte mußte mit einem brennenden Span in der Hand erst aufgesucht werden, aber nirgends wollte es sich recht schicken. Jeder kehrte mit seinem zu Ende gebrannten Stumpen zum Sattelzeug zurück mit etwas dürrem Holze unter dem Arm. Ein eisig kalter Südostwind gab es dem praktischen Bruder Kreft in den Sinn, das Nachtlager in dem tiefliegenden sandigen Fahrweg herzurichten. Mir merkend, wie man in Afrika bivouakiert, scharrte auch ich eine Höhlung in den Sand, belegte sie mit dürrem Gras und trug den Sattel an das äußere Ende als Kopfkissen. Das Bett war gemacht. Nun wurde der Kaffee getrunken zum Schwarzbrot und das Feuer zu den Füßen nochmals angefacht, dann wickelte ich mich gleich den andern in meine wollene Decke und befahl mich dem Schutze Gottes für diese erste Nacht unter freiem Himmel in Südafrika. Schlafen konnte ich freilich nicht. Die Müdigkeit war zu groß, das Lager zu hart, und als nach Mitternacht das Feuer zu den Füßen verglimmte, da wurde die Kälte immer empfindlicher. Zwischenein tauchte auch der Gedanke auf: Wie, wenn plötzlich ein Reiter auf diesem Wege dahergesprengt käme, oder ein Gefährt die Schlafenden zermalmte! Ich schürte das Feuer wieder und sehnte mich nach dem Licht der Sonne. Endlich graute der Tag, und unser Paul, der braune Begleiter, machte sich auf, die Pferde zu suchen. Diese läßt man nämlich in Ermangelung eines Stalles laufen und ihrem Futter nachgehen. Sie können es nur hinkend thun, da ihnen der Riemen am Halfterring unter dem linken Kniegelenk befestigt wird. Am frühen Morgen geht man dann ihren Spuren nach und bringt sie zurück so früh oder spät, als es eben möglich ist. Das Gras=

feld muß ferne oder schwach gewesen sein, denn erst morgens 9 Uhr kam unser Paul mit den Pferden zurück, die nun zum neuen Ritte gesattelt wurden.

Bald waren wir auf der Hochfläche des Gebirges, in das wir schon gestern Mittag, zwei Stunden von Bethanien entfernt, eingetreten waren, denn sieben deutsche Meilen ist es breit. Diese Hochfläche (wildes Zwiebelgebirge genannt) ist zwar außerordentlich steinig, aber nach dortigen Begriffen auch grasreich und geeignet für Viehzucht. Das Auge hatte hier schon weit mehr Abwechslung als in dem öden Steppenland des Küstenstrichs. Auf einem der höchsten Punkte angelangt, hatten wir sogar eine prächtige Aussicht in das vor uns liegende Tiefland. Am Rand dieser weit ausgedehnten Rotsandsteinfläche schimmerte ein Parallelgebirge mit seinem hellen Kalksteinboden mehr als fünf deutsche Meilen weit zu uns herüber. (Es wird Weißsandsteingebirge genannt.)

Wohl schön war es hier, aber eben — eigentümlich schön, und immer wieder klang es in mir: „O, wenn das Land nur schöner wär! 2c.“

Den vollen Genuß der Gegend, wie Bruder Kreft, hatte ich freilich noch nicht. Wie oft er mir gewisse Stellen zeigte, wo ich mit bestem Willen nichts besonderes zu entdecken vermochte, als höchstens ein Häufchen Asche, weiß ich nicht zu sagen. Erst auf späteren Reisen lernte ich einsehen und verstehen, wie lieb einem jene Oertlichkeit, jener Strauch oder Baum werden kann, wo man einst ausruhte, seine frugale Mahlzeit bereitete, übernachtete, oder sonst ein Ereignis erlebte. Man begrüßt in dem menschenarmen Lande solche Stellen bei der Wiederkehr wie einen alten Bekannten, dem man die Hand drücken möchte. Solche Stellen sind die Meilensteine der Reisenden in der Wüste.

Als wir dem östlichen Abhange des Gebirges näher gerückt waren, überraschte mich ein grüner Streifen, der in gewundenen Linien auf dem Rotsandsteinboden am Fuße des Berges sich hinzog. „Welche Landstraße führt denn da unten vorbei?“ rief ich erstaunt aus. „Wirst's gleich sehen, sobald wir drunten sind,“ bemerkte mein Nebenreiter zur Rechten. Daß es endlich besser kommen, der Pflanzenwuchs ein üppigerer werden, das Steingeröll einmal aufhören und mit fruchtbarem, wenigstens grasreicherem Boden abwechseln müsse, stand bei mir fest. In Wirklichkeit aber blieb alles ebenso armselig wie bisher. Die vermeintliche Landstraße gestaltete sich, je näher wir kamen, zu einem zerrissenen, da und dort mit Mimosen und Dornakazien bestandenen, trockenen Flußbette, in welchem die Bäume nur deshalb nicht alle verdorrt sind, weil etliche Male im Jahre wilde Gebirgswasser herniederstürzen und zuweilen größere oder kleinere Tümpel Wassers zurücklassen.

Nicht ferne von dieser mäßig schönen Gegend stießen wir auf eine Anzahl Männer, die zwischen ihren Wagen, in kleine Gruppen verteilt, heftig miteinander verhandelten. Ja, man merkte: Es ist eine Zeit der Aufregung und des Krieges im Lande. Und in der That, hier handelte es sich um eine sehr kriegerische Maßregel, um die Mobilmachung aller waffenfähigen Mannschaften. Aber der Hauptsprecher und Kommandeur in diesem Kriegsrat — es war der „alte Jakobus", der zehn Jahre später vermöge seines Einflusses zum Häuptling von Versaba aufstieg — fand überall heftigen Widerspruch. Jedes Werfthaupt setzte sich ihm entgegen, und er mußte sich gewaltig abreden, um die Widerspenstigen zu belehren, wie unrecht es sei, ihre Verbündeten, die bedrängten Nachbarn (in Gibeon), im Stiche zu lassen. Wir kamen näher; wir stiegen vom Pferde. Alle reichten uns die Hand zum Gruße. Der Wortführer faßte mich ins Auge und musterte scharf den jungen Sendling, seinen künftigen Lehrer, den er kurz mit den Worten anredete: „Mein Herr, Sie kommen in einer bösen Zeit." „Das scheint so," erwiderte ich nachdenkend. Bruder Kreft erkundigte sich eingehend nach diesem und jenem. Und Paul, unser Begleiter, brachte nun in abgerissenen Sätzen den ablehnenden Bescheid seines Herrn, des Häuptlings von Bethanien, an den Mann. Das war eine bittere Pille für den alten Jakobus, den heißblütigen Kommandeur von Versaba. Ein gemeinsames Vorgehen war angestrebt, nun sitzt jener beim Branntweinfaß und kann nicht loskommen, und er selbst hat hier seine liebe Not mit dem Eigensinn seiner Männer und kann sie mit Aufbietung seiner ganzen Kraft nur teilweise zusammenbringen! In dieser Stimmung verließen wir den alten Jakobus mit seinen Mannen und ritten auf unser Ziel los. Wir hatten jetzt noch eine Strecke von fünf bis sechs Stunden zurückzulegen, ehe wir vor dem Missionshaus zu Versaba absteigen konnten. Der Weg wurde weicher, je näher wir hinzukamen. In zwei Stunden wurde er zurückgelegt. Die Sonne war in jenen kurzen Wintertagen schon untergegangen, als ich in meinem neuen Heim anlangte. Mein Herz floß über von Lob und Dank gegen Gott, der so weit gnädig über alles Schwere hinweggeholfen hatte. Von den Missionsgeschwistern Schröder und Weber wurde ich liebevoll aufgenommen und willkommen geheißen. Die letzteren waren kurz vor unserer Ankunft eingetroffen. Der Kummer über ihre Gemeinde lag ihnen noch auf dem Gesicht. Denn diese, die hoffnungsvolle Station Gobabis, hatten sie infolge der Kriegswirren schleunigst verlassen müssen. Gobabis, dieser weit nach Norden vorgeschobene Posten, galt als Stützpunkt der Rheinischen Mission für deren weiteres Vordringen zu den Betschuanen-Stämmen am Ngamisee. Jetzt war er für die Mission samt vielen Gütern verloren, und die Missionars-

familie Weber hatte sich, mit dem Allernotwendigsten nur versehen, auf die südlichen Stationen zurückziehen müssen.

Wie wohlthuend war in jener Zeit der Verkehr mit den lieben Missionsgeschwistern für meine tiefbewegte Seele! Wie wohl that aber auch die kurze Ruhe und das schützende Dach meinem an Wind und Wetter noch nicht gewöhnten, steifen Körper!

Mein Bestimmungsort war erreicht, der Ritt zu Pferde aber erst zur Hälfte zurückgelegt. Wir wollten ja noch zur Konferenz nach Gibeon, und dieser Ort liegt, wie gesagt, 23 Stunden von Bersaba entfernt. Schon am folgenden Tage, am 23. Juni, gegen Abend setzten wir die Reise zu Pferde fort. Die Brüder Schröder und Weber schlossen sich an, ihre Familien dem Schutze Gottes befehlend, und so trabten wir denn mit unseren leichten, jedoch schwer bepackten Pferden in die Nacht hinaus. Kurz nach Mitternacht wurde abgesattelt, um einige Stunden der Ruhe zu pflegen. Mit Tagesgrauen begab sich unser treuer Begleiter, der alte Paul, auf die Suche der Pferde, die andern sorgten für den Kaffee und für Holz zum Feuer, um damit die erstarrten Glieder zu erwärmen. Die Hälfte des Weges war zurückgelegt, als wir im oberen Seitenarm des Leberflusses abermals rasteten. Die sorgliche Schwester Schröder hatte unseren Proviantsack für fünf Mann prächtig versehen. Im Schatten der Flußbäume schmeckte es allen ausgezeichnet. Nachmittags um 4 Uhr gelangten wir zum Fischfluß. Hier wurden die Pferde nochmals abgesattelt, zur Tränke geführt und eine Stunde auf die Weide gelassen. Dann ging's wieder vorwärts. Wir wollten nicht gar zu spät in der Nacht in Gibeon eintreffen; als es aber zu dunkeln anfing, und der Weg nur durch zwei Geleise im Sande sich erkennbar machte, mußten wir Schritt halten. Diese Geleise eines vorausgegangenen Wagens führten uns etliche Stunden, bald rechts, bald links durch das enge Thal des Flusses, das an Schluchten reich und überdies von Gebüsch und Bäumen in tiefes Dunkel gehüllt war. Wir hatten das mehrarmige Flußbett, das auf dieser Strecke starke Biegungen macht, einmal zur Rechten, dann wieder zur Linken. Zum öftern stampften die Pferde knietief durchs Wasser; zwischenein führten die Spuren des Wagens um scharfe Ecken; aus tiefen Gründen ging's wieder auf Höhen hinauf. Wie sehnsüchtig schauten wir nach der Richtung unseres Zieles hin! Da — mit einem Male leuchteten uns die Feuer der Station entgegen. Sie verschwanden wieder und leuchteten aufs neue. Die Hunde schlugen an, — wir waren in Gibeon. Es war abends neun Uhr, als wir am Missionshause abstiegen. Von Bruder Knauer und zwei Missionsfamilien, die vom Norden her schon angekommen waren, wurden wir herzlich begrüßt und aufgenommen.

Sämtliche Brüder im Groß-Namalande hatten sich auf der

stets bedrohten Station eingefunden, um sich in jener betrübten Zeit, in der alles aus den Fugen gehen wollte, brüderlich zu stärken und die Hände zu reichen. Jenes Zusammensein wird mir nie aus dem Gedächtnis schwinden. Habe ich zu Bethanien den ersten Versuch gemacht, den Namachristen eine Ansprache zu halten (zunächst auf holländisch, das die meisten verstehen), so hier den zweiten. — Wie viel gab es ferner zu beraten! Wir hielten täglich zwei Sitzungen. Kurze Pausen benutzten wir zur Besichtigung des leeren feindlichen Lagers und der errichteten Schanzen der Stationsbewohner, die keinen Tag vor einem erneuten Ueberfall sicher waren. Die Fensterläden und Thüren der Häuser zeigten schon deutlich genug die Wirkungen des feindlichen Gewehrfeuers.

Mit einer gemeinschaftlichen Feier des heiligen Abendmahls wurden unsere Verhandlungen geschlossen. Wir zuletzt Gekommenen brachen am ersten wieder auf in der Hoffnung, die beiden Missionsfamilien im Norden (Vollmer und Krapohl) auf ihrer Reise nach der englischen Kolonie demnächst in Versaba wieder begrüßen zu können. Auf dem Heimweg sollte ein Abstecher nach dem Viehposten gemacht werden, der aus Gobabis nach dem Süden gerettet worden war. Nach stundenlangem Suchen in später Mitternachtszeit fand man ihn endlich, traf die nötigen Anordnungen und eilte dann am 30. Juni nach Versaba. Ungefähr 200 englische Meilen Weges habe ich in Zeit von acht Tagen zurückgelegt. Das war genug für den Rekruten. Er hatte reiten gelernt, ehe er sein Amt in der Gemeinde zu Versaba antrat.

Kapitel 3.

Beinahe verdurstet.

Am 2. Juli wurde ich in mein Amt eingeführt. Die Schule zu halten, wurde mir als Hauptaufgabe zugewiesen, aber auch bei den kirchlichen Gottesdiensten, die täglich stattfanden, hatte ich mitzuwirken. Gegen Ende des Jahres übernahm ich die Amtslast in jener verantwortungsvollen Zeit völlig. Es war freilich fast zu viel und zu früh für den jungen Anfänger, der ohne Grammatik und Wörterbuch erst noch in die schwere Namasprache sich hineinzuleben hatte. Aber Gott hat geholfen, gesegnet und behütet, ja wunderbar behütet, wie die folgende Geschichte zeigen soll.

Es war am Sonnabend, den 20. Januar 1866, mitten im heißen Sommer. Vormittags 10 Uhr gewahrte man einen Ochsenreiter auf das Missionshaus zusteuern. Gestalt und Kleidung ließen uns zuerst im Zweifel, ob ein Europäer oder ein

Eingeborener sich uns nähere. Der Reiter war in braunes Leder gekleidet, wie es die Naman tragen. Ein kurzes Gewehr steckte im Karaweischuh und wie bei den deutschen Polizeidienern eine Schneidewaffe in der Scheide. Den Kopf des Reisenden bedeckte ein bestaubter Schlapphut, der tief herabgezogen war, damit der Wind ihn nicht davonführe. Wer mochte es wohl sein? Ei sieh, das war Bruder Knauer von Gibeon. Ihm, dem alten Junggesellen in seiner Einsamkeit, auf seinem gefährlichen Posten mußte man einen solchen Aufzug schon zu Gute halten. Aber was wollte er doch? In Bethanien sollte eine „brüderliche Besprechung" stattfinden. Sein Kommen hierzu hatte er kurz zuvor abgeschrieben. Jetzt war er doch da und er wäre am liebsten zur selben Stunde gleich weiter, nach Bethanien zu, auf und davon. Aber halt! Bruder Weber und ich besaßen kein eigenes Pferd. Für uns mußten erst zwei Pferde gemietet und ein drittes vom Jagdfeld her geholt werden. Auch hielten wir's für richtiger, den nahen Sonntag in der Gemeinde zu verbringen, statt unterwegs in trostloser Einsamkeit. So ließ sich denn auch Bruder Knauer beschwichtigen, hielt uns eine eindringliche Predigt über den „barmherzigen Samariter" und stieg dann am Dienstag mit uns zu Pferde. Wo blieb der braune Begleiter, ein Mitreiter aus dem Volk, der doch gewöhnlich auf solchen Reisen nicht fehlen durfte? Es ritt diesmal keiner mit. Warum nicht? — Das blieb mir unverständlich. Einen Diener für drei Europäer in der Wüste wird doch kein verständiger Mensch für einen Luxus halten! Aber ich als der jüngste unter den dreien mochte nicht daran erinnern, um den Schein der Weichlichkeit von mir fern zu halten.

Die Januarhitze, mittags im Schatten zwischen 28 bis 34° Réaumur, drückte schon ganz gewaltig hernieder, als wir zum erstenmale absattelten und Zuflucht unter dem Schatten zartbelaubter Giraffenakazien suchten. Der Erste, der sich auf dem heißen Sande ausstreckte und hernach keine Miene machte, wieder aufzustehen, war unser lieber Ochsenreiter von Gibeon. Er hatte sich auf dem Wege von Gibeon nach Bersaba durch Liegen auf feuchtem Boden einen heftigen Rheumatismus zugezogen, und jetzt — jetzt sah er sich genötigt, von jener Stelle aus umzukehren. Nicht ohne Sorgen um ihn trennten wir uns und setzten die Reise fort. Nachdem wir eine flache Niederung durchmessen und eine kleine Anhöhe erstiegen hatten, sahen wir ein Schauspiel, herrlich! und doch der Art, daß mich nicht zum andernmal darnach verlangte, es zu sehen. Hier, in der heißen, dürren Wüste, — hier lag auf einmal helles Gewässer weithin vor unseren Augen. Nirgends war doch ein Fluß, der aus seinen Ufern getreten sein konnte. Weit und breit keine Spur eines Gewitters! Nicht einmal der Geruch eines gefallenen Regens, der einem sonst stundenweit entgegentritt,

war zu verspüren. Und doch — wie war's zum Staunen! da lag weit ausgedehnt vor uns die glänzende Wasserfläche. Aber, o weh! je kräftiger unsere Pferde darauf zustürzten, desto neckischer wich das schöne Trugbild vor den Augen zurück. Es war eine Luftspiegelung, die besonders in trocken-heißen Ländern nicht selten vorkommt.

Wie hätte uns frisches Wasser gelabt und gestärkt, denn der Durst plagte uns schon jetzt nicht wenig, konnte aber nur mit Wasser, das wir bei uns hatten, und welches nicht mehr bloß lauwarm war, ungenügend gestillt werden. Die Pferde müssen solchen Durst auch gefühlt haben. Aus einem mäßig starken Galopp gings in einen förmlichen Dauerlauf über, bis wir uns dem Orte Hoawichas näherten. Dort durfte man auf Wasser rechnen. Eine Quelle ist zwar nicht vorhanden, aber acht Monate früher war dort der letzte Gewitterregen niedergegangen. An diesen knüpften sich unsere Hoffnungen. Und wirklich — einen Wassergraben fanden wir vor, auch etwas Wasser war noch darin. Aber aus einem solchen Graben trinken; — dabei muß man vergessen, daß derselbe von seiner Füllung an dem wilden wie zahmen Vieh zum Tränkort und den Menschen zum Wasch- und Badeplatz, wie zur Schöpfquelle gedient hat. In der That hatte der letzte Rest des Wassers, den wir hier vorfanden, eine Farbe und Dichtigkeit, die ich nicht beschreiben will. In diesem Zustande war die dicke Flüssigkeit ungenießbar; aber mit etwes Ziegenmilch gemischt, die ein kleiner Viehwächter auf unser Geheiß herbeibrachte, probierten wir's doch und tranken. Dann gings wieder weiter, und nach einer halben Stunde Reitens hatten wir die Werft eines uns bekannten Mannes erreicht, der uns freundlich mit saurer Milch erfrischte und zum Uebernachten einlud. Aber mit dem erquickenden Schlaf gab es in dieser Nacht nichts. Bruder Weber hatte nämlich beim Weggehen von der Station ein krankes Kind zurückgelassen. Um dieses sorgte er sich und ebenso um den heimgekehrten Bruder Knauer, und seine Sorgen um diese beiden Patienten nahmen gewaltig überhand. Da erbat er sich einen Mann unseres Wirtes, welcher in der Nacht zur Station hin- und zurückgehen und Nachricht über das Befinden der Kranken bringen sollte. Mich aber überfiel eine Uebelkeit, die mich nicht zum Schlafen kommen ließ. Der Bote ging und — endlich kam er wieder. Sein Bericht aber bestimmte meinen Begleiter, sofort auch umzukehren, um nach den Kranken zu sehen. — So war ich denn allein. Mich zog's mit einer unwiderstehlichen Macht vorwärts, aus welchem Grunde, wird der Schluß dieses Abschnittes zeigen. Auf nach Bethanien! so rief ich mir zu, nachdem der gefällige Wirt sich bereit erklärt hatte, mir einen seiner Wächter zu Pferd als Begleiter mitzugeben. Leider war dessen Pferd ebenso mager und matt, als das meinige, und der schwarze

Bursche verstand noch viel weniger holländisch, als ich namasch. So hatte ich von ihm nicht den Dienst, dessen ich bedurft hätte.

Man führt auf solchen Ritten, besonders zur Sommerzeit, das nötige Wasser in einem blechernen Gefäß, Kantine genannt, bei sich. Wo man Wasser findet, wird diese gefüllt und mit einem Riemen auf den Rücken geschnallt. Brennt die Sonne stark, dann wird das Wasser heiß, und durch die Bewegung des Reitens wird es fortwährend geschüttelt, daß es schäumt, so lange man zu Pferde sitzt. Fürwahr ein guter Trank! Aber wie froh wäre ich gewesen, wenn ich ein solches Gefäß besessen hätte. Bestellt war es seit sieben Monaten, es sollten aber noch drei Monate vergehen, bis es vom Kap aus in meine Hände kam. Zur Vorsorge nahm ich ein mit Wasser gefülltes Glasfläschchen mit, das für mich und für Piet, meinen schwarzen Begleiter, reichen mußte. Uebrigens waren mir längs des Weges drei Stellen bekannt, an denen einst Wasser gefunden wurde. So hoffte ich, daß wir uns gut durchschlagen würden.

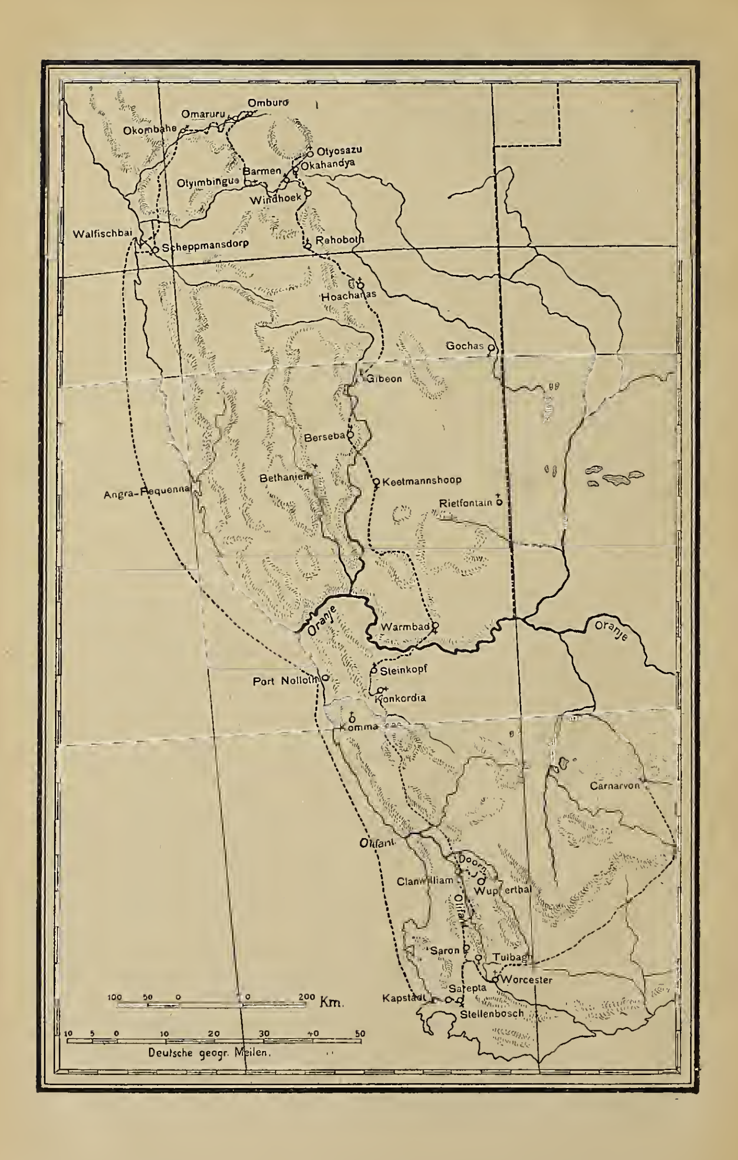
Ziemlich spät am Morgen verließen wir den Ort und stiegen bergan, aber nicht hoch zu Roß, sondern zu Fuß, denn die Pferde wollten nicht mehr weiter, und wir mußten sie führen. Nachmittags 2 Uhr erreichten wir, etliche Stunden vom Wege abgelegen, eine Stelle, an der ich dem Viehwächter Jan einen Auftrag des Bruder Knauer abzugeben hatte. Den rechten Mann traf ich aber leider dort nicht an. Dieser sollte nach Aussage seines Bruders noch eine Tagereise weiter nach dem Westen zu wohnen. Auch hofften wir vergebens, hier auf dem Viehposten ein wenig Milch zu dem Kaffee zu bekommen. Um diese Tageszeit ist süße Milch längst geronnen, aber auch diese war nicht mehr vorhanden, und das Vieh stundenweit auf der Weide. — Nachdem das kleine Wasserfläschchen, das kaum $^1/_2$ Liter fassen mochte, wieder gefüllt war, und ich mich über die Wasserstelle bei Dawiras erkundigt hatte, probierten wir es, wieder aufzusteigen und vorwärts zu kommen. Eine Zeit lang gings auch wirklich ordentlich. Bei einbrechender Nacht erlahmten die Pferde aber wiederum und geboten uns Halt. Wir besaßen noch einen halben Tassenkopf voll Wasser — und tranken es jetzt in der festen Erwartung, nach Verlauf einer Stunde das Fläschchen wieder füllen zu können. Wie groß war aber unsere Enttäuschung, als wir an der betreffenden Stelle umsonst nach Wasser gruben. Jetzt begann erst die eigentliche Not hereinzubrechen. Länger durften wir keinenfalls hier säumen. Weiter mußten wir, so elend die Pferde auch waren, so müde und hungrig wir uns auch fühlten. Nun hieß es eben kämpfen und den Mut nicht sinken lassen; so gegen Morgen wenigstens durften wir dann hoffen, die nächste Wasserstelle zu erreichen. Eine Hochebene, mehrere deutsche Meilen breit, mußte zu dem Ende durchritten werden; —

es war dies eine Aufgabe, die unser Vermögen beinahe überstieg. Man denke sich eine schwüle Sommernacht mit mindestens 20° R. Wärme, den Weg so steinig und scharf als möglich, die Pferde so schwach, daß wir sie die meiste Zeit hinter uns herziehen mußten, dazu kein Wasser mehr für den brennenden Durst und gar wenig Mundvorrat in der Tasche, — und das alles nach den Anstrengungen der zwei vorangegangenen Tage, zwischen denen eine schlaflose Nacht lag! — Mit dem Begleiter konnte ich mich nicht unterhalten. Um so mehr Seufzer aber stiegen zu Gott empor, und ich konnte glauben an seine Durchhülfe, obschon Geist wie Körper sagten: Es geht nicht mehr. Aber Gott half wirklich; er gab wunderbare Stärkung den Müden. Als der erste Schimmer der Morgenröte wie ein Gottesgruß uns entgegen leuchtete, da waren wir auch glücklich auf dem äußersten Rand unserer Hochebene angelangt. Wir hatten nur noch eine Stunde des Wegs, der von hier an treppenartig, oft über kahle Felsbänke, in die Tiefe zum Dub-Quell hinunterführt. Und siehe, diese Stunde war bei aller Ermüdung doch noch die erquicklichste von allen auf diesem nächtlichen Wege, weil die Wärme auf einen niederen Grad gesunken war. Endlich standen wir an der Quelle. Welche Wonne! Das Quellwasser war nichts weniger als frisch und klar, und doch, — wie labte es den lechzenden Körper, und wie mundete der Kaffee zum Frühstück!

Gern hätte ich mich jetzt dem Schlaf überlassen, aber die schönen Morgenstunden durften nicht verträumt werden. Vor allem hatte ich mich meines Auftrages an den Viehwächter Jan zu entledigen. Hier sollte er wohnen. Aber weder Auge noch Ohr konnten ihn entdecken. Ich wusch mir den Schlaf und Staub aus den Augen. Inzwischen begab sich mein stummer Begleiter, ohne daß ich's wußte und wollte, auf die Suche nach dem Viehwächter. Da war ich nun allein. Eine Stunde um die andere verging, aber weder der Jan noch der Piet ließen sich sehen. Was thun? — Dort am Fuße des Berges standen die Pferde, ein Anblick zum Erbarmen. Sie schnaubten die frische Luft ein, weil weit und breit kein Grashalm zu finden war. „Der Gerechte erbarmet sich auch seines Viehes“, sagte mir der weise Salomo ins Ohr. Ich verstand die Sprache, holte die armen Tiere, sattelte auf, füllte mein Wasserfläschchen wieder und ritt — ins Gras. Eine Stunde weit nach Bethanien zu müssen die Pferde welches finden, so erinnerte ich mich noch, und ich irrte mich nicht. Während nun die Pferde weideten, lag ich unter einer überragenden Felswand, die mir Schutz gegen die glühenden Strahlen der Sonne gab. Aber je höher diese stieg und den Sand und das Gestein in dem engen Thal erhitzte, um so kleiner wurde der Schatten, um so schwüler die Luft, um so brennender der Durst, um so heißer das Wasser!

Meine Uhr war stehen geblieben. Ich fühlte keinen Trieb, sie aufzuziehen. Die gewaltig große Hitze erschlaffte weit mehr den Geist und die Willenskraft wie den Körper. Alles war mir gleichgültig. Es mag so zwischen ein und zwei Uhr nachmittags gewesen sein, als mein Piet ankam und nicht ferne von mir sich auf den Boden streckte. Schatten hatte keiner von uns; es war fast zum wahnsinnig werden!

Eine Stunde etwa mochten wir so dagelegen haben, als der Bursche erklärte: „Ich habe den Jan gefunden." Leider konnte mir dieser Diensteifer nichts mehr nützen, denn den Auftrag an den Wächter mußte ich selbst abgeben. Zurückreiten aber hätte unsere Lage verschlimmert. Vorwärts mußten wir kommen. Auf denn! Ich reichte den letzten Brocken ausgedörrten Fleisches dem Piet; selbst war ich kaum mehr imstande, den ausgetrockneten Mund zu öffnen. Mit genauer Not konnte ich die Worte herausbringen: „Geh und hole die Pferde." Hierbei machte ich auch noch einen kleinen Sprachfehler. Mein Befehl konnte mißverstanden werden. Piet ging und — kam nicht wieder. — Als ich nach längerem Warten die Augen aufschlug, standen die Pferde noch drüben an der Bergwand und schliefen. Ich war wieder allein. Wo konnte der gute, dumme Mensch jetzt stecken? Wie, — wenn er am Ende gar nach Bethanien fortgeeilt wäre, (wohin es noch vier gute Stunden weit war) um von dort frische Pferde zu holen?! Ja, — ja, das wird es sein! Jetzt durfte ich wohl an das Schlimmste denken. Ich raffte meine letzten Kräfte zusammen, ich watete durch den glühenden Sand, ich trieb die Pferde näher, sattelte mit der Kraft eines zehnjährigen Knaben beide und suchte weiter zu kommen. „O mein Gott! nur noch bis zur „Löwenpforte" laß mich kommen, und dann mache mit mir, wie Dir's gefällt," so seufzte ich einmal über's andremal. Und siehe, — wie zitternd auch, — es ging doch dorthin vorwärts. Aber auf halbem Wege blieb das Handpferd stehen und ging keinen Schritt mehr weiter. Sollte ich's stehen lassen? Es trug Briefe, ja einen sehr wichtigen Brief an den Häuptling zu Bethanien. Aber das bekümmerte mich wenig mehr. Das eigene Leben, wenn möglich, retten, das war jetzt meine Aufgabe. So ließ ich denn das ermattete Pferd stehen, warf dessen Zügel über einen Dornstrauch, und suchte mit dem eigenen Pferd weiter zu kommen. Alle zehn Minuten netzte ich die fiebrigen Lippen mit ein paar Tropfen des heißen Wassers, die ich für den äußersten Augenblick noch gespart hatte. Endlich, — endlich, als die Sonne sich zum Untergang neigte, wichen die Berge auseinander. Taumelnd kam ich vom Pferd herunter, ließ es mit Zaum und Zügel stehen, kroch unter einen Strauch, befahl meine Seele Gott und schloß die Augen.


Omburo
Omaruru
Okombahe
Otyosazu
Okahandya
Barmen
Otyimbingue
Windhoek
Walfischbai
Scheppmansdorp
Rehoboth
Hoachanas
Gochas
Gibeon
Berseba
Bethanien
Keetmannshoop
Angra-Pequenna
Rietfontain
Oranje
Warmbad
Oranje
Steinkopf
Port Nolloth
Konkordia
Komma
Carnarvon
Olifant
Doorn
Clanwilliam
Wupperthal
Olifant
Saron
Tulbagh
Worcester
Sarepta
Kapstadt
Stellenbosch
100 50 0 100 200 Km.
10 5 0 10 20 30 40 50
Deutsche geogr. Meilen.

Eine halbe Stunde mag ich so dagelegen haben, da schreckte mich ein Geräusch auf. Zwei Männer mit einem Trupp Pferde sprengten an mir vorüber. Anfänglich beachteten sie mich nicht. Sprechen oder rufen war mir nicht möglich, das Ausstrecken des Armes blieb unbeachtet. Aber das mit dem Sattel weidende Pferd machte jene zwei Männer stutzig. Sie gingen darauf zu und fanden schließlich auch den armen Reiter. — Wasser, frisches Wasser, das war es, was ich bedurfte, wonach ich lechzte. Die Leute konnten mir aber keines verschaffen, dagegen schnallten sie meinen Sattel auf eines ihrer Pferde, setzten mich darauf und ritten mit mir dem nahen Bethanien zu. Die schreckliche Tageshitze war vorüber, die Glut der Sonne war erloschen, die Hoffnung, lebendig nach Bethanien zu kommen, regte die fast erstorbenen Lebensgeister wieder ein wenig auf und half mir über den letzten Ruck hinweg. Schon waren wir dicht vor der Station. Wer ist denn der Wanderer da vor uns, den wir schließlich einholen? Ei sieh, das ist mein Piet; er hat richtig von Bethanien her andere Pferde holen wollen! — Wie träumend kam ich ans Missionshaus. Ja, Gott, Du hast geholfen, Dir sei Ehre und Dank! — Man legte mich auf eine Ruhebank und gab mir von Zeit zu Zeit ein wenig Wasser, bis ich einschlief. Als ich später aus meinem traumartigen Zustand wieder erwachte, konnte ich nur langsam mich zurechtfinden und Aufschluß über das jüngst Erlebte geben.

Tags zuvor war von der Seeseite aus Bruder Schröder in Bethanien eingetroffen und Bruder Weber ließ auch nicht mehr lange auf sich warten. Die Verhandlungen nahmen nur etliche Tage Zeit in Anspruch. Es beschäftigte uns besonders die Frage, ob es rätlich sei, in dieser Zeit der Kriegswirren zur Gründung einer neuen Station zu schreiten. Als man in bejahendem Sinne entschieden hatte, kehrten die Brüder Schröder und Weber zu den Ihrigen nach Bersaba zurück; ich selbst sah mich zu meinem Bedauern noch länger in Bethanien zurückgehalten. Ich konnte, ich wollte nicht zurück, ohne meine aus Deutschland mitgenommenen und am Kap zurückgebliebenen Kisten und ohne die eben dortselbst für mich bestellten Lebensmittel und Tauschwaren. Unendlich schwer hatte ich alles das schon vermißt. Insbesondere die Tauschwaren, welche im Land die Stelle des Geldes vertreten, konnte und durfte ich nicht länger entbehren. Meine Stellung erforderte es gebieterisch, nicht wieder mit leeren Händen am Ort meiner Bestimmung anzukommen, ebendeshalb war ich ja unter so großen Gefahren allein nach Bethanien gezogen.

Am Seestrand unter freiem Himmel stand alles für mich bereit. Ehe ich aber die Sachen erhielt, hatte ich die bittersten Enttäuschungen zu erfahren, und meine Geduld war auf eine sehr harte Probe gestellt. Ich konnte mir zuletzt nicht anders helfen als da-

durch, daß ich mich ohne viel Besinnen an den würdigen Aeltesten der Bethanischen Gemeinde wandte, den Bruder des Häuptlings, und ihn dringend bat, sein Aeußerstes für mich zu thun. Und siehe, der treue „Lazarus" machte sich auf den Weg zur See. Nun konnte ich ruhig meinen Sprachübungen mich hingeben, bis jener am 2. März mit der ersehnten Fracht zurückkehrte. Aber freilich, eine bittere Pille gab's noch zu verschlucken. Bei näherer Besichtigung meiner Güter gewahrte ich, daß nicht nur Wind und Wetter denselben stark zugesetzt hatten, sondern daß auch die Buschmänner am Strand in unverschämter Weise sich darüber hergemacht und auf ihre Weise Zoll und Steuer für die Lagerung unter freiem Himmel erhoben hatten. Nicht nur die Säcke mit den Lebensmitteln waren aufgeschnitten, und Kleiderstoffe, Tabak und ähnliches aus den Kisten herausgenommen, sondern auch Eisenwaren, wie Kochtopf, Pfannen, Säge und dergl. waren verschwunden. Für ein Jahr meinte ich gesorgt zu haben, nun reichte es knapp für ein halbes. Umgehend mußte eine neue Bestellliste ans Kap abgesandt werden. Und doch, — wie war ich froh und meinem Gott dankbar, daß ich wenigstens mit dem Rest meiner Güter und einem geliehenen Wagen am 10. März wohlbehalten und wunderbar behütet in meinem Bersaba wieder einziehen konnte.

Kapitel 4.

Erstlinge auf dem Arbeitsfelde.

Welch eine Strecke Weges hat doch ein unwissender Heide zu durchlaufen, bis er ins Reich Gottes eingeht! Der große Heidenapostel Paulus führt Röm. 10, 13—15 nicht weniger wie sechs Stationen auf, die da zu passieren sind. Will jemand selig werden, so muß er den Namen des Herrn anrufen. Dies kann er aber nicht, ohne an Jesum zu glauben. Hierzu gelangt er hinwiederum nicht, bevor er von diesem Namen hört. Das Hören setzt einen Prediger voraus, und dieser muß erst ausgesandt werden. Aber nicht allein das. Solch ein Bote des Herrn muß selbst auch einen ähnlichen Prozeß durchmachen. Er muß zuerst gründlich erweckt worden sein von dem, der da gesagt hat: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden." Darnach muß er eine innere Berufung in sich verspüren. Es muß aber auch ein äußerer Ruf an ihn ergehen. Mit diesem tritt er in eine Lern- und Warteschule, in die Periode einer fünf- bis sechsjährigen Zurüstung ein. Endlich schlägt die Stunde der Aussendung. Aber auf dem Missionsfelde angelangt, empfindet er erst recht schmerzlich, daß er

das, was er zu allernächst bedarf, noch gar nicht kann, nämlich die Sprache. Seine Zunge ist noch gebunden. Der wohl ausgerüstete Mann wird wieder ein Schüler. Er lernt die Sprache des Landes. Er lernt aber auch von jetzt ab erst recht in Wirklichkeit die Heiden einzeln und persönlich lieben, trotzdem sie zunächst durchaus nicht liebenswürdig sind. Das ist die schwerste Aufgabe des Heidenboten, und er übt sie bis in seinen Tod. Welche Freude und Wonne aber, wenn nun seiner Liebe auch wieder Liebe begegnet und seiner Predigt der Glaube entgegenkommt, wenn die Erstlinge auf seinem Arbeitsfelde wie morgenfrische Gottespflanzen vor seinem Auge stehen! —

Für mich waren Zeit und Umstände bei meiner Ankunft auf dem Missionsfelde keineswegs günstig. Das Erdreich dürstete nach Regen; die Mannschaften brüteten darüber, wie sie an den mutwilligen Feinden Rache üben wollten. Der schwächere Teil der Bevölkerung lebte in täglicher Furcht, überfallen und beraubt zu werden. Wie war diesen Leuten nun am besten beizukommen?

Ich hielt mein Augenmerk zunächst auf die Jugend gerichtet und war sehr erfreut, als die Schule, die Pflege der Kinder, als meine Hauptarbeit mir zugewiesen wurde. Täglich, mit Ausnahme des Sonnabends, waren nun die Kinder fünf Stunden lang um ihren Lehrer versammelt. Ihre Zahl betrug anfangs 60 und wuchs allmählich bis auf 140. Unter ihnen fühlte ich mich wohl und arbeitete mit Lust. Die holländische Sprache war die Brücke, auf welcher ich den Kleinen näher kam. Andere als holländische Bücher waren damals nicht im Gebrauch. Den Eltern lag daran, daß ihre Kinder brav holländisch lernten. Was einst die Alten unter ihnen im Umgang mit den holländischen boeren (spr. Buren, d. i. Bauern) sich aneigneten, das sollten die Kinder nun in der Schule erlernen, in der „Schule des freien Großnamalandes."

Wie doch Gott sorgt! Ich hatte bei meiner Anfangsarbeit in dieser Kinderschar einen Gehilfen, der mir sehr wacker zur Seite stand. Wer war es? Es war Daniel, mein Reisegefährte vom Kap her ins Inland. Er war kein Gelehrter, that mir aber als Dolmetscher gute Dienste und verstand es meisterlich, die braunen Kindlein zu vermahnen. Zu Hause gab ich ihm Privatstunden und suchte ihn für den Schuldienst noch mehr heranzubilden. So knüpfte sich ein geistiges Band zwischen mir und ihm, und siehe, er war der erste, der mich bat, ihm auch in den Heilswahrheiten Unterricht erteilen zu wollen. Noch in demselben Jahre (1866) konnte er konfirmiert werden und nach zwei Jahren hielt man ihn für befähigt, die Schule auf der neugegründeten Station Keetmanshoop zu übernehmen. Sieben Jahre lang war der schüchterne, bescheidene Jüngling dort in Thätigkeit, ein volles Jahr sogar ganz alleinstehend. Vom Jahr 1874 an wirkte er als Lehrer und Katechet

unter seinem Volksstamm zu Hoachanas und Hatsamas. Ihm, meinem Erstling, bewahre ich noch heute ein liebendes Andenken. Ich weiß nicht, ob des Segens mehr von mir auf ihn, oder von ihm auf mich gekommen ist. Durch ihn gewannen auch die Alten mehr und mehr Vertrauen zu dem jungen Missionar. Das war für mich ein bedeutsamer Gewinn. Respekt vor den Leuten muß eben ein Anfänger im Namalande von der Pike auf erst verdienen, ehe er auf Einfluß rechnen darf. Und nach hergebrachter Sitte steht dort nur das Alter in Ehren, nicht zuvörderst das Amt und der Stand. Mein Zusammentreffen mit Daniel in Kapstadt und unsere gemeinsame Arbeit betrachte ich als eine besondere Fürsorge und Leitung Gottes.

Bald durfte ich auch eine weitere erfreuliche Erfahrung machen, die mir zugleich zeigte, wieviel doch den Eingeborenen daran liegt, ihren Kindern „eine bessere Erziehung“ geben zu lassen. — Johannes, der zweite Sohn des dazumal noch lebenden Häuptlings Paul, lag krank darnieder. Ich besuchte ihn, so oft sich Zeit und Gelegenheit dazu bot. Gehörte er doch unter die Zahl der Getauften und war stets zugänglich für den Ernst und Trost des göttlichen Wortes. Wäre er im Leben geblieben, dann hätte er am meisten Anspruch gehabt, dereinst Nachfolger des Häuptlings zu werden. Johannes litt aber an einem Erbübel seiner Familie, an der Abzehrung. Seine Mutter, seine Frau und jüngst auch seine Tochter waren an dieser Krankheit gestorben. Eines Tages nun wurde ich schnell an sein Krankenlager gerufen und erwartete nichts anderes, als Zeuge sein zu müssen, wie man ihm die Augen zudrücke. In der That war er dem Tode nahe. Nach einem überstandenen Hustenanfall ließ er sich in eine halbsitzende Stellung bringen und begann in kurz abgebrochenen Sätzen zu reden:

„Mynheer, ich habe noch etwas auf dem Herzen. Ich werde sterben und zu Jesu gehen; aber da ist mein Sohn Dietrich. Den muß mynheer annehmen und unterweisen und erziehen in der Zucht und Ermahnung des Herrn.“

Als er das gesagt, legte er sich wieder. Ich versprach, wiewohl mit beklommenem Herzen, den Wunsch des Sterbenden zu erfüllen. Ich war ja selbst noch Junggeselle und Kostgänger der Geschwister Weber, führte nur vorübergehend einen eigenen Haushalt und hatte mit Daniel, mit der Schule, mit Predigt und Seelsorge übergenug zu thun. Doch ich hatte nun zugesagt. Das letzte Wort eines sterbenden Vaters hatte mir die Sorge für seinen Sohn übertragen! Bald darnach, während wir knieend an seinem Lager beteten, hauchte er seine Seele aus. — Nach dem Begräbnis hatte ich eine Unterredung mit den Brüdern und dem Vater des Verstorbenen. Bereitwilligst übergaben sie mir den doppelt Verwaisten. Zwei Jahre hatte ich ihn bei mir. Da ich inzwischen

nach Gibeon versetzt wurde, änderte sich leider bei der damaligen Spannung zwischen den beiden Stämmen, die Stimmung der Verwandten des Knaben. So hat sich Dietrich gegen mein Wollen und Wissen von mir wieder entfernt. In späteren Jahren sah er seinen Fehltritt ein und bat seinen „Lehrvater“ um Vergebung. Ihm selbst konnte ich leichter verzeihen als seinen Verwandten, welche die Zukunft des Knaben verscherzt haben.*)

Ein anderer Mann, Thomas, ein tüchtiger Kirchenältester in Bersaba, hatte ähnliche Absichten, wie sie der selige Johannes vor seinem Sterben mir kund gethan hatte. Sein neugeborenes Kindlein war der Erstling von denen, die ich dem Herrn in der heiligen Taufe weihen durfte. Einen seiner älteren Söhne aber hätte mir der Mann gar zu gerne ins Haus übergeben. Doch standen Hindernisse im Wege. Zudem erging in jenen Tagen ein Ruf an Thomas, nach einem Platze überzusiedeln, der zu einer neuen Missionsstation erhoben werden sollte. Das war keine geringe Zumutung, und der redliche Mann kam hierüber in keinen kleinen Kampf mit sich selbst. Es wäre auch wünschenswert gewesen, ihn für die Gemeinde Bersaba zu erhalten. Aber Bruder Schröder, der die neue Gemeinde gründen sollte, wollte unter keinen Umständen von ihm ablassen. War er auch gerade kein begabter Mann, so doch ein gerader, aufrichtiger Mensch, der seinen Heiland von Herzen lieb hatte. Und siehe da, er verließ schließlich alles, was ihn familiär und amtlich an seine Heimat knüpfte, und folgte um des Herrn willen dem an ihn ergangenen Ruf. Mit seiner Familie siedelte er nach N. über und ging dem Missionar Schröder bei Anlegung der Station Keetmanshoop treu zur Hand. Doch bedauerte er, so oft ich später mit ihm zusammentraf, stets das „Zukurzkommen seines Sohnes“, wie er sich ausdrückte.

Diese Anfänge, so klein sie auch erscheinen mögen, sind doch keineswegs gering anzuschlagen. Sie waren mir zur stillen Freude meines Herzens ein Zeugnis von dem Bande, das sich zwischen der Gemeinde und mir, dem jungen Missionar, in so verhältnismäßig kurzer Zeit zu knüpfen begann. Daß ich das Herz Einzelner gewonnen hatte, das war mir eben genug. Denn auf dem Missionsgebiete muß nach meinem Dafürhalten alle Arbeit vom Einzelnen aus zu Einzelnen und so nach und nach ins Größere und Ganze übergehen. Man soll ja nicht meinen, daß der Missionar alles allein zu leisten vermöge; nein, die Gewonnenen, und wären es ihrer nur zwei oder drei, müssen mitwirken, müssen helfen evangelisieren, wenn das heilige Werk der Mission wohl geraten soll. Noch ehe ein Jahr meiner Thätigkeit vergangen war, durfte ich's erfahren und deutlich sehen, daß ich mit dieser Anschauung auf der rechten Fährte war.

*) Dietrich starb 1895 als Häuptling zu Bersaba.

Es war gegen Ende Mai 1866, als ich die erste Tauf-handlung an sechs Erwachsenen und die Konfirmation an weiteren sechs Personen vollziehen durfte. Ich hatte dieselben von Oktober 1865 an zweimal wöchentlich im Katechismus unterrichtet. Der oben genannte Daniel und eine Tochter des sel. Johannes, Elisabeth, befanden sich unter den Neuaufgenommenen. Das war ein Festtag und ein Freudentag für mich, wie ich zuvor keinen erlebt. Zugleich gestaltete sich derselbe zu einem Tage des Triumphes über die Kriegspartei in der Gemeinde. Diese hatte einen gewaltigen Angriff gegen den Feind geplant. Ich hatte, allerdings auch nach dem Wunsche der Missionsbehörde, meinen ganzen Einfluß dagegen eingesetzt. Und siehe, in jenen Tagen zerbrach die Gnade Gottes die Herzen der Rachedürstigen. Die Gefahr des Blutvergießens blieb abgewandt.

Drei Wochen nach jenem Tauffest traten schon wieder 27 Personen in den Tauf- und Konfirmanden-Unterricht ein. Dieselben wurden im folgenden Jahre Glieder der Kirche Christi. Die Zahl der Abendmahlsberechtigten hat sich von der ersten Feier an, welcher ich nur teilnehmend beiwohnte, verglichen mit einer der letzten, die ich in Versaba noch selbst leitete, verdreifacht; nicht allein durch Neuaufnahme, sondern auch durch Wiederfinden halb Verschollener und Verirrter. Welches Segens Gottes durfte ich mich freuen auf meinem schwierigen, aber lehrreichen Posten eines Amtsverwesers in Versaba!

Und wie gut man's doch schon mit mir meinte! Ich konnte es einer Frage abnehmen, die eine schlichte Seele, ein gewisser Isaak in jenen Tagen an mich richtete. „Wann," so lautete die höchst harmlose Frage, „werde ich denn mit mynheer ans Kap gehen, wenn er eine Frau sucht? Mynheer muß aber eine Deutsche haben, keine Kapische."

Kapitel 5.

Ein Gang in die Rebellenfestung.

Nicht nur freudige Erfahrungen sind es, die der Missionar auf seinem Arbeitsfelde macht, sondern oft auch sehr traurige. Am schmerzlichsten ist es, wenn man hoffnungsvolle Glieder der Gemeinde vom christlichen Glauben wieder abfallen sieht, wenn man sie später wohl gar als Widerchristen, als Anführer loser Banden wieder antrifft. Die Ursachen solcher Rückfälle sind meistens zurückzuführen auf das unbändige Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit, auf die Hoffart und die maßlose Sucht nach Herrschaft, die den Naman

eigen ist. Tief im Herzen schlummert in jedem die Ahnung: „Ich bin fürstlichen Geblüts.“ Je älter die Naman werden, desto größer wird ihr Eigendünkel, desto auffallender wird ihnen auch von den Jüngeren Achtung gezollt. Sie haben keine Götzenbilder, keine Götter, — sie betrachten sich selbst als solche. Despotismus (schrankenlose Willkürherrschaft) kann deshalb bei ihnen nicht aufkommen. Aber auch die gegenseitige Unterordnung, die erste Bedingung zum Bestande eines Gemeinwesens ist ihnen ein gar schweres Ding.

Diese Grundzüge ihres Wesens nehmen die Getauften mehr oder weniger mit ins Christentum herüber. So lange sie auf der Station mit den Missionaren zusammen wohnen, übt die Predigt des göttlichen Wortes eine Macht über die Geister aus, vor der sie sich beugen. Nötigt sie aber ihr Wanderhirtenleben, ins Außenfeld zu gehen, oder meinen sie von einem unliebsamen Nachbarn beeinträchtigt zu sein, dann bricht die alte Natur wieder hervor. Der gekränkte Ehrgeiz macht sich in Thätlichkeiten Luft. Ein ganzes Heer böser Geister: Eigensinn, Trotz, Argwohn, Neid, Zorn, Habsucht u. dergl. bemächtigen sich solch eines Menschen. Findet er bei der Obrigkeit kein Recht, wird er vielleicht zur Strafe gezogen, anstatt seinen Willen durchsetzen zu können, dann vermag er seiner Leidenschaften nicht mehr Herr zu werden. In einem günstigen Augenblick bricht er mit seiner Sippschaft auf, zieht in die weite Welt hinaus und schlägt damit seinem Häuptling ein Schnippchen; er selbst samt seinen Angehörigen leidet aber hierbei äußerlich und innerlich den größten Schaden. Rachegedanken brennen in der Seele fort. Das Familienleben verkümmert. Die ganze Gedankenwelt ist in Aufruhr, und zu reger Arbeit, zu weiser Ueberlegung, zu kräftiger Ausführung gefaßter Entschlüsse fehlt das Wollen oder auch das Können. Es ist der Grundsatz solch eines Unglücklichen: „Lieber leiblich und geistig zu Grunde gehen, als sich beugen vor andern!“

Solch ein Unglücklicher war H..., ein Christ, der das Amt eines Richters in der Gemeinde bekleidete und einen nicht unbedeutenden Anhang hinter sich hatte. Er wohnte seit Jahr und Tag im Außenfeld und leistete dem Ruf, auf die Station zu kommen, kein Gehör. In der Zeit von 12 Monaten war er mir nur einmal ganz flüchtig zu Gesicht gekommen. Möglich, daß man ihn damals scharf zurechtwies, und Gedanken der Rache von jenem Tag an in seiner Seele brannten. Es war am 26. August 1866. Wir feierten das heilige Abendmahl und waren fröhlich in unserm Gott und Heiland. Niemand ahnte Arges. Bruder Knauer von Gibeon war bei uns. Am andern Tag hatte er uns eben verlassen, um seiner Lebensmittel wegen an den Seestrand zu fahren, da kam in größter Aufregung ein Viehwächter und meldete: „Die

Posten sind überfallen!“ Etliche Stunden später kam ein zweiter herbeigerannt und bestätigte: „Die Posten sind überfallen!“ Zwei angesehene Brüder des früher erwähnten Jakobus waren von der schändlichen Plünderung betroffen. Bei dieser Botschaft war die Geduld des „alten Jakobus“ zu Ende. Wer ein Gewehr handhaben konnte, wurde aufgeboten.

Welch ein trauriges Blutvergießen stand nun in Aussicht! Bei dem Ueberfall war ein Wächter erschossen worden. Da stand ich als ein Bote des Friedens. Konnte ich nichts thun, den blutigen Jammer zu verhüten? Ich bat, die Verirrten erst besuchen zu dürfen, ehe die Mannschaften ausrückten. Ich wollte sehen, ob nicht vielleicht auf gütlichem Wege etwas zu erzielen sei. Und siehe, meine Bitte wurde mir, wenn auch unwillig, gewährt.

Aber welch eine Aufgabe hatte ich jetzt! Es war abends um 4 Uhr. Da ritt ich mit zwei Presbytern der Gemeinde hinweg, Gott die Sache befehlend.

Nachdem wir 10 Stunden im Sattel gesessen, morgens um 3 Uhr, kamen wir auf der Werft des N..., eines unserer Gemeindeglieder, an. Hier rasteten wir und stärkten uns ein wenig. Meine Begleiter gaben ihre Gewehre dem alten N... in Bewahrung, und dieser gab uns eine Sicherheitswache, bestehend aus sechs jungen Männern, auf den Weg zum gefahrvollen Weiterritt. Mir hätte einer aus ihnen als Wegweiser völlig genügt; ich durfte aber nicht viel einwenden, sonst hätte ich am Ende die Bereitwilligkeit jedes einzelnen verscherzt. Vorwärts denn! Wir hatten bisher den halben Weg nach Bethanien zurückgelegt. Jetzt ging's seitwärts in südlicher Richtung auf schmalem, stets aufwärts und abwärts steigendem Fußpfad, hinab in ein enges Flußbett. Hier ragten an steilen Wänden riesige Felsblöcke empor, die jeden Augenblick in die Felsenspalte, auf unsern Weg, herunterzurutschen drohten. Der Pfad wurde zuweilen so eng und krumm, daß wir Reiter die Beine in die Höhe ziehen mußten, um uns an dem Dorngestrüpp und an den scharfen Ecken der Felsen nicht zu verletzen. So ging's fort im Gänsemarsch und Schneckengang drei Stunden lang. Da — auf einmal bemerkte der Vorreiter Fußstapfen von Kleinvieh. Es dauerte auch nicht mehr allzulange, und wir sahen Schafe an den Abhängen weiden. Sobald die Hirten unserer ansichtig wurden, liefen zwei von ihnen spornstreichs davon, um ihren Herren die Annäherung fremder Reiter zu melden. Wir waren nahe an unserm Ziel! Wieder ging's aufwärts. Auf einem staubigen Fußpfad von Rindern gelangten wir auf den Sattel eines Berges. Da dröhnt vor uns ein Schuß. Einer unserer Begleiter hat sein Gewehr in die Luft abgeschossen. Ich war höchst unangenehm berührt. Am liebsten wäre ich so geräuschlos wie möglich in das feindliche Lager hineingedrungen. Von

nun an sorgte ich, daß wir drei, d. h. ich und meine beiden Presbyter an der Spitze ritten. Bald sahen wir von oben herunter in ein kleines, kesselartiges Thal. Und siehe, dort unten war das Lager, das wir suchten. Wir bemerkten es deutlich, wie die Männer hinter ihren Wagen oder hinter aufgeworfenen Steinmauern sich sammelten und mit geladenem Gewehr uns erwarteten. Aber ununterbrochen ritten wir als friedliche Leute herzu, und — ohne Unfall gelangten wir ruhig und gefaßt in die Mitte der Rebellen. Wir sattelten ab, behielten aber die Pferde vorerst am Zügel, bis wir uns einigermaßen über die Stimmung der Leute vergewissert hatten.

Welch ein Bild bot sich unsern Blicken dar! Zwischen Getauften und Heiden war hier fast kein Unterschied mehr zu bemerken. Männer, die eben noch hinter den Schanzen standen, legten sich jetzt unbekümmert um uns mit dem Vorderleib auf die Erde und schöpften mit der hohlen Hand ausgebratenes Schaffett aus dem schiefgestellten Eisentopf in den Mund. Eine Anzahl Weiber, beinahe unbekleidet, folgten auf der andern Seite dem Vorbild der Männer und lagerten sich um die Fleischtöpfe herum. Im Hintergrunde leckten nackte Kinder andere Gefäße aus, während unfern von diesen die schwarzen Diener Knochen abnagten, die sie schließlich den Hunden zuwarfen. Seit ein paar Tagen lebte diese Bande von den geraubten Viehherden ihrer Gegner.

Mit diesen Leuten wollten wir Unterhandlungen anknüpfen! Als sie merkten, was wir vorhatten, brachen sie in ein wildes Gelächter aus. Der Führer der Rebellen that, als beachte er uns nicht und verbesserte am Schloß seines Gewehres weiter. Drei seiner ersten Helfer zeigten sich etwas geneigter, uns anzuhören. Endlich kam auch der Führer, der unglückliche H..., hinzu. Was er sagte, hatte Hand und Fuß; seine Rede schloß aber jedesmal mit den Worten: „Es ist zu spät.“ Anstatt meine Ermahnungen und Ratschläge anzunehmen, kehrte er das Schwert der Rede gegen mich und sagte: „Du Lehrer hättest früher für mich reden sollen.“ „Wie konnte ich das, ehe ich Deiner habhaft wurde?“ erwiderte ich. „Ohne Dich zu kennen, ohne zu wissen, wie weit es mit Eueren unseligen Streitigkeiten und politischen Zänkereien kommen würde, fühlte ich als junger Lehrer mich nicht berufen, in Euere Angelegenheiten mich einzumischen. Hättest Du einmal meiner bedurft, dann wußtest Du genauer, wo ich wohne, als ich wissen konnte, wo Du wohnst. Uebrigens wisse, daß die Schuld nirgends anders als bei Dir zu suchen ist. Du hast schon Deinem alten Lehrer, als er nach Deutschland reiste, den Rücken gekehrt, anstatt Abschied von ihm zu nehmen. Du liegst mit Deinem Gott und Heiland im Kampf, weil er Dein geliebtes Söhnlein zu sich genommen hat. Aber warum willst Du mit Gott kämpfen? Noch

ist es Zeit umzukehren, ehe es zu spät wird. Wisse, daß ich als ein Knecht Gottes Dir bis in diese Höhle nachgegangen bin, Dich zu bitten, daß Du auf diesem schiefen Wege nicht weiter gehest, sonst könnte er Dich in den Abgrund führen."

„Nein!" „Nein!" „Nein!" schrie er stets lauter. „Kachab (der alte Jakobus) soll kommen!!"

Sechs volle Stunden stand ich mit den zwei Aeltesten von Bersaba inmitten dieser Leute und sprach mich ganz heiser; aber — es war umsonst. Steif und fest bestanden diese Verblendeten auf ihrem Kopf und harrten des Zusammentreffens mit ihren Gegnern.

Inzwischen war es Nachmittag so gegen drei Uhr geworden; ich war müde, hungrig, durstig und verlangte nach Erquickung. Aber ich hatte erst noch einen kleinen Schrecken zu bestehen. Einer der schlimmsten aus der Bande nahm das Pferd, das ich ritt, und das ihm vom früher her bekannt war, ohne weiteres als sein Eigentum in Anspruch. Schließlich wurde es mir doch wieder zugestellt.

Traurigen Herzens ritten wir davon und mußten der Sache eben ihren Lauf lassen.

Spät in der Nacht kamen wir unversehrt auf der Werft des N... wieder an. Wir stärkten uns mit Brot und Kaffee und dankten Gott, der seine Hand über uns gehalten. Ich entschloß mich, von hier aus mit einem der Aeltesten vollends nach Bethanien zu reiten, während der andere unverzüglich nach Bersaba zurückkehrte. Ich wollte in Bethanien den Häuptling David Christian besuchen und ihn um seine Vermittlung in dieser traurigen Geschichte angehen. Es war freilich damals wenig mit ihm anzufangen. Doch war ich schließlich froh, daß es mir gelang, ein Mißverständnis aufzuklären und zu beseitigen, welches durch Schuld eines Bethaniers zwischen David Christian und dem alten Jakobus in Bersaba entstanden war. Nach meiner Heimkehr währte es nicht mehr lange, bis auch die inzwischen ausgezogene Mannschaft Bersabas von ihrem Streifzug zurückkam. Sie brachten sieben der Hauptanstifter, in Fesseln geschlagen, herbei, dazu auch einen Verwundeten, dem das Bein zerschmettert war, und dem ich dann manchen Splitter herauszog. Die Gefangenen wurden da und dort auf der Station eingesetzt.

Ungefähr acht Tage später erschütterte uns die von Flüchtlingen gebrachte Nachricht: „Gibeon und Goamus sind vom Feind überfallen, Gibeon ist vernichtet." Alsbald sammelte sich unsere Mannschaft wieder und rückte gegen Norden vor, den bedrängten Nachbarn zu Hilfe. Unsere Gefangenen blieben nur noch unter Aufsicht von zwei alten, schwachen Männern. So gelang es den Banditen einem nach dem andern zu entweichen und die Station

und das zu ihr gehörige Weidevieh aufs neue zu beunruhigen. Auf einen grünen Zweig sind aber die Rebellen trotz ihrer Räubereien nie mehr gekommen. Der unglückliche H..., um den es einem am meisten leid that, starb ein Jahr nach diesem Vorfall einsam im Bethanischen Felde. Der Herr sei dem Verirrten ein gnädiger Richter!

Kapitel 6.

Die lange Brautfahrt.

Am 6. September 1866, inmitten der soeben beschriebenen Kriegswirren, feierten die Missionsgeschwister Weber in Bersaba ein kleines Familienfest. Es war der Tauftag ihres Töchterleins Johanna. Ich hatte als Täufer besonderen Teil an dieser Festfeier. Was es aber sonst noch für ein hochwichtiger Tag meines Lebens sei, wußte ich nicht. Man denke sich: an diesem Tage wurde ich Bräutigam. Denn gerade an diesem Tage hat sich ein frommes Pfarrerstöchterlein aus dem schönen Bayernland, das aber damals bei einem Onkel in Berlin sich aufhielt, mit mir verlobt. Ihr Name ruhte mir im Herzen, ihr Angesicht hatte ich noch nicht gesehen. Edlen Fürsorgern in der Heimat danke ich es, daß sie die meinige geworden.

Vier Monate vor jenem oben erwähnten Familienfest hatte ich den bedeutungsvollen Brief abgesandt; vier Monate nach demselben erhielt ich die sehnlichst erwartete Antwort. Acht Monate also habe ich derselben geharrt und genau vier Monate später als meine Braut feierte ich die Verlobung. Acht Tage darnach erfuhr ich schon, daß sie auf See sei, — auf dem Wege zu ihrem Bräutigam in der Wüste! Drei Wochen nach Neujahr betrat sie (am Kap) den afrikanischen Boden. Letzteres vernahm ich aber erst am 21. Februar. Zugleich ging mir von Bruder Krönlein, ihrem Onkel und ihrem Begleiter auf der Reise, die bestimmte Weisung zu, Ende März oder Anfang April mit den nötigen Wagen an der Bai zu sein.

Wie schlug mir das Herz vor Freude über diese Aufforderung, und doch, — welch' schwere Sorge tauchte in mir auf! Wie soll das gehen bei der jetzigen Kriegszeit? Die verbündeten Häupter von Bersaba und Gibeon hatten nämlich vor kurzem sich entschlossen, die Feinde in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Und hierzu waren sie am 10. Januar mit sämtlicher Mannschaft, mit Wagen und Ochsen abgegangen, und niemand wußte, wann und wie viele wieder zurückkommen würden.



Bersaba.

Es war Sonntag, der 2. März. Mein Kollege Weber war zum Besuch nach Keetmanshoop geritten. Als ich aus der Kirche nach Hause gekommen war, traf mich die Nachricht: Das Kommando (die Kriegsmannschaft) kommt zurück, dazu auch Schwester Vollmer, die mich bitten lasse, ihr entgegenzukommen. Mit dem ersten besten Pferd, das zur Hand war, ritt ich hin. Da saß sie auf dem Wagen, — die Witwe, zwischen ihren Kindern. Ihr Mann war fern von seiner Station und nahe dem Kriegsgetümmel nach schwerem Leiden zur Ruhe eingegangen. Tiefe Trauer erfüllte mein Herz bei ihrem Anblick. Anderenteils wurde ich durch die Erzählungen der Krieger meiner großen Sorgenlast enthoben. Ich durfte Gott danken für die ersehnte Aussicht auf eine ruhigere Zukunft.

Meine eigenen Pläne und Vorbereitungen waren nun wesentlich erleichtert und wurden mit Ernst jetzt aufgenommen. Der 18. März wurde zur Abreise bestimmt. Ein bischen einfacher hat es wohl, wer daheim im Vaterland sein Bräutchen heimholt. Mir schwirrte der Kopf vor all dem, was es jetzt zu bedenken, zu sorgen und zu thun gab. Vor allem mußte eine Anzahl Wagen samt den dazu gehörenden Ochsen gemietet werden. Zu jedem Gefährt gehören drei bis vier Fuhrleute. Für diese müssen auf fünf bis sechs Wochen hinaus Lebensmittel mitgenommen werden, das heißt Rinder und Schafe zum Schlachten, aber auch Reis, Mehl, Kaffee, Tabak, Zucker, Salz u. dergl. mehr. Ferner muß gesorgt werden für Leder und Riemenzeug, für Stricke und was sonst zu den Wagen gehört, dann für ein Heer anderer Dinge, als da sind: Hammer, Zange, Beil und Säge, Nägel, Schrauben, Bohrer, Meißel, Spaten, Kessel, Töpfe, Pfannen, Roste, Dreifuß, Wasserfässer, Eimer u. dergl. mehr, auch: Pulver, Blei und Schießgewehr. Man will auf der Reise nicht nur kochen, man will auch vernünftig essen, so bedarf man Feldtisch und Stuhl, Eßgeschirr samt Besteck, Schüsseln, Trinkbecher, Milchgefäße. Man kann überhaupt seine europäische Natur nicht verleugnen, so braucht man auch Tinte, Feder und Papier, dazu ausreichenden Lesestoff. Zum Liegen nimmt man eine Matratze mit, auch Kissen und Decken. Besonders wichtig ist die Sorge für Kleidung und Wäsche. Zum wichtigsten gehören die Zündhölzer. Für alle Fälle steckt man auch die Hausapotheke und Verbandzeug in die sogenannten Tentsäcke. Ja, was hat der Mensch nicht alles nötig! Und nun das Geld! Auf Reisen braucht man Geld, und das kann man nicht in der Tasche tragen im Namalande. Geld — das sind dort die Tauschartikel, die man ja nicht vergessen darf mitzunehmen, Tabak, Messer, Kleiderzeuge, Kopftücher und anderes. — Mit alledem sind aber meine damaligen Reisesorgen noch nicht gänzlich dargelegt. Ich hätte so gerne meiner lieben Braut etwas aus dem Namalande entgegengebracht — etwas Würdiges natürlich. Aber was? Das Köstlichste, was das Hauswesen des Junggesellen



Ochsenwagen, fertig zur Reise.

dazu darbot, war eine Flasche sauer eingemachter Gurken und eine Flasche voll wilden Honigs. Mit dem Inhalte beider Flaschen war aber wenig zu beginnen. Jene zerbrach unterwegs, und die zähe Flüssigkeit der andern konnte in keinem noch so heißen Wasser aufgelöst werden, weil auf der Reise die Zeit mangelte.

Was für ein gewaltiger Zug sollte es werden zur „Brautfahrt“! Mehrere der Brüder benützten die Gelegenheit, ihren Wagen mit an die Bai zu senden. Auch ein Mann aus der Gemeinde, der dort das Seebad gebrauchen wollte, schloß sich mit seinem Wagen an. Ein anderer, der Aelteste Jakob, den ich am 21. Januar mit Briefen nach Steinkopf gesandt hatte (einer etwa 100 Stunden entfernten Station im Süden), ließ sichs nicht nehmen, auch sein Fuhrwerk zur Verfügung zu stellen. Auch der „alte Jakobus“ entschloß sich noch in letzter Stunde, wenigstens bis Bethanien mitzugehen, um sein schiefes Verhältnis mit dem dortigen Häuptling zu ordnen.

Im Hochgefühl eines glücklichen Bräutigams verabschiedete ich mich von den Geschwistern und den Bewohnern der Station. Ich hoffte, nach Ablauf eines Monats noch glücklicher zurückzukommen mit der Braut zur Seite und mit dem Begleiter und Onkel derselben, dem Bruder Krönlein, der ja nun auch mein Onkel war, dazu auch der eigentliche Hirte der Gemeinde Bersaba, von welcher er nur eine Zeit lang durch eine Reise nach Deutschland sich getrennt hatte.

Fort ging denn der große Zug nach Bersaba in freudiger Eile! Alles war wohlgemut. Zum Glück sah keiner der Reisenden in die Zukunft, sonst wäre vielleicht manchem der frohe Mut und die Reiselust vergangen. Die Davoneilenden erlebten einen Dämpfer ihrer Freude um den andern.

Gleich bei der ersten Ausspannstelle lief eine große Anzahl Ochsen zum Teil wie gewöhnlich ins Feld, zum Teil aber auf die Station zurück, und zwar von jedem Wagen etliche. Das war ärgerlich, aber doch kein sonderlicher Unfall. Viel schlimmer war der Unglücksstern, der nunmehr ganz speziell für mich, den glücklichen Bräutigam, aufgehen sollte. Es war bei der Flußquelle Karakhois. Da machte ich mir das seltene Vergnügen und nahm in gehöriger Entfernung von unserem Standquartier in der mittäglichen Stunde ein Bad. Wer konnte mir das mißgönnen? Es war so wohlthuend! Aber ich ahnte nicht, als ich unter einem Dornbaum notdürftig wieder angekleidet war, daß ich hier die höchste Unzufriedenheit der Bewohner eines Wespennestes erregt hatte. Wütend fielen sie über den Störer ihres Friedens her, der, die Oberkleider zurücklassend, zerstochen an Kopf und Händen, allerhurtigst von dannen floh. Trotz meiner Schmerzen mußte ich noch einmal zurück. Es galt ja meine Habseligkeiten wieder zu erobern.

Und siehe, bei aller Vorsicht und Eile trug ich doch noch etliche weitere Stiche davon. Das war keine feine Erfahrung in der Wüste. Und was ich bei den höchst unzarten Empfindungen hiebei für ein Aussehen erhielt! In jener Gestalt hätte ich mich der Braut nicht vorstellen mögen.

Am 22. März waren wir ohne weiteren Unfall in Bethanien angelangt; hier schloß sich Bruder Kreft ohne Säumen mit etlichen weiteren Wagen unserem Zuge an. Gemächlich gings vorwärts. Solange man sich in gutem Weidefeld befand, that ja Eile nicht not. Die Tiere sollten sich noch gütlich thun, ehe man in jene Gegend vor dem Seestrand eintrat, wo Tagereisen weit kein Grashalm mehr zu sehen ist.

Bei Aos gönnten wir uns sogar eine Rast von vollen acht Tagen. Ein Teil unserer Mannschaft ging auf die Löwenjagd, weil der König der Wüste gerade so viel von sich reden machte. Die Jäger brachten aber nichts zurück als ein Kriegsgerücht, wonach unsere Stationen von dem Stamme der Namaga bedroht sein sollten. Das bestimmte drei von unseren überzähligen Mitläufern heimzukehren, was wir gerne geschehen ließen.

Am 5. April lagerten wir bei Gaokhousib. Dort waren wir nur noch zwei Tagereisen weit vom Meere entfernt. Ach, vielleicht warteten die Unsrigen schon in der Bai! Mich trieb die Unruhe vorwärts. Ich setzte mich aufs Pferd und eilte, den ganzen Reisezug zurücklassend, mit Bruder Kreft dem Meeresstrand zu. Aber noch niemand war angekommen. Alles dort war öde und stille. Der Wächter eines kleinen Warenschuppens, Herr Robertson, wußte so wenig als wir, wann das Schiff mit den Unsrigen kommen werde. Mit steifen Fingern schrieben wir ein paar Zeilen auf einen Wisch Papier, den wir für die Erwarteten hinterließen. Dann gings schleunig zu unserem Personal zurück. Dieses war inzwischen in keine geringe Erregung versetzt worden durch ein neues Gerücht: Bethanien sei stark bedroht. Daß Bruder Kreft besonders hierdurch beunruhigt wurde, läßt sich denken. Er war auch sofort entschlossen, wieder heimzukehren. Und weil Ostern so nahe war, lud er auch mich ein, mit ihm zu gehen und die Feiertage bei ihm auf der Station zu verbringen. Natürlich lehnte ich das aufs entschiedenste ab. Es war meine Pflicht und überdies mein inniges Verlangen, da wir nicht an der unwirtlichen Bai selbst warten konnten, derselben wenigstens so nahe als möglich zu bleiben. Ausharren mit einem Trupp Menschen, die täglich essen, trinken, rauchen wollten, — herumlungern müssen gleich den faulen Eingeborenen selbst im wüsten Feld, bei schlechtem Wasser, ohne Unterhaltung mit meinesgleichen, das kostete mich jedenfalls mehr Selbstverleugnung, als bei Geschwistern auf einer Station Gast

zu sein. Und doch war es jetzt von zwei Uebeln immer noch das kleinere.

Bruder Kreft schloß sich bei seiner Rückkehr nach Bethanien an einen Händler an. Es war Herr G., den wir schon an der Bai getroffen hatten, der auch auf die Ankunft eines Schiffes wartete. Die beiden mögen etwa 4 bis 5 Stunden von uns entfernt gewesen sein, da — es war nachts 10 Uhr — wurde es plötzlich um meinen Wagen her lebendig. „Wer ist da?" so rief ich hinaus, und es hieß: „Ein Buschmann mit Briefen aus der Bai!" Da schlug mir das Herz vor Freude und Hoffnung. Rasch durchstöberte ich das Päckchen mit den Briefen. Aber welche gewaltige Enttäuschung! Kopfschüttelnd ließ ich wieder und wieder die Briefe durch meine Hand gehen. Was sollte das sein? Nicht eine einzige Adresse fand ich an mich oder an einen Missionar. Aber für jenen Herrn G., der vor wenigen Stunden mit Bruder Kreft von hier weggegangen war, enthielt das Päckchen jedenfalls wichtige Nachricht. So befahl ich denn zwei Bethaniern, sie sollten das Packet sofort weiter tragen, um Herrn G. einzuholen, ehe er am andern Morgen weiterfahre. Das waren aber faule Kameraden, die am Morgen noch ebenso ruhig beim Feuer lagen, wie der Buschmann mit seinen Briefen. Letzterer mußte nun bis nach Aos dem Wagen des Herrn G. nachlaufen, und es glückte ihm eben noch, denselben dort zu erreichen. Sobald nun der Händler die Briefe gelesen hatte, machte er Kehrt, und während Br. Kreft allein weiter heimwärts eilte, sahen wir ihn bald wieder desselben Wegs zu uns herkommen. Was ich nun von ihm erfuhr, war dies: Ein Schiff war angekommen, seine Waren lagen am Strande. Von den Unsrigen war sicher niemand mit angekommen. — Das war eine schöne Auskunft, wahrhaft niederdrückend und trostlos für mich, und nur die weitere Mitteilung des Händlers richtete mich einigermaßen wieder auf, daß dasselbe Schiff in 4 Wochen wieder an die Bai kommen werde.

Ich überlegte hin und her, was zu thun sei. Bald aber stand der Entschluß bei mir fest: Hier darfst du nicht länger verweilen, sonst verlieren Menschen und Tiere bei dem ungesunden Wasser nicht nur das Fleisch, sondern auch noch den Magen.

An einem Samstag langte ich wieder bei Aos an. Dort zu verweilen erschien als das vorteilhafteste. Etliche bethanische Fuhrleute kehrten vorerst zu den Ihrigen zurück, verminderten aber dadurch die Zahl der Mitesser nicht. Bewohner des Platzes traten für sie ein. — Nicht nur einmal drangen meine eigenen Leute in mich, sie doch auch heimziehen zu lassen; von den Gemieteten durfte sich aber keiner entfernen. Zwei Viehwächter sandte ich dagegen auf meinen Posten, etwa 30 Stunden weit zurück mit dem Auftrag, mehr Schlachtvieh herbeizubringen. Für solches zu sorgen, war

von jetzt ab mein Hauptanliegen. Leider hatten, bis das Bestellte ankam, schon drei junge Zugochsen das Leben lassen müssen. So viele meiner Leute zu entbehren waren, schickte ich auf die Jagd. Weiterem Mangel halfen Händler kaufs- oder lehnsweise ab. Trotzdem mußte man sich behelfen, so gut es eben gehen wollte. So wurde z. B. ein baumwollener Socken aufgelöst, um Garn zur Bereitung von Kerzen daraus zu bekommen. Das dicke Ende eines afrikanischen Geiselstockes wurde abgesägt und mußte als Kerzenform dienen. — An windigen oder regnerischen Tagen zog ich mich ins Innere des dunklen Wagens zurück. Gegen Kälte suchte man sich draußen am Feuer wieder zu schützen. War das Wetter schön, dann wurden die schulpflichtigen Kinder des Platzes herbeigerufen und mit ihnen buchstabiert, gelesen, geschrieben, gerechnet, gesungen und Lieder wie Bibelverse auswendig gelernt. Mein Pflegesohn Dietrich hatte ja seine Schulsachen mitgenommen; diese mußten nun überall herhalten. Sonntags, oder so oft es an Werktagen das Wetter erlaubte, hielt ich für alle Anwesenden Gottesdienst und die gewöhnlichen Andachten. — In der Karwoche war das Wetter sehr unfreundlich. In der Karfreitagsnacht zerschmetterte der Blitz einen großen Baum nicht ferne von unserem Standort. Auf die dort befindlichen Händler machte das aber nicht den geringsten Eindruck. Was diese Händler den Eingeborenen für ein Beispiel gaben! Herr G. war von der Bai mit seinen Waren wieder zurückgekommen. Sein Wagen war die Wirtsstube von 5 bis 6 anderen handeltreibenden Europäern geworden, die dem Branntwein besonders stark zusprachen. Bald war ihre Freundschaft in Streit und tödlichen Haß umgeschlagen. In der Abenddämmerung des Karfreitages fuhr Herr G. an uns vorbei und äußerte in kaum verstehbaren Worten: „Sie werden mich jetzt nicht mehr für einen gläubigen Mann halten?“ „In diesem Zustand nicht,“ rief ich ihm nach. Sein Wagen war eben um eine Ecke gebogen, als einer aus jener Branntweingesellschaft mit geladenem Gewehr demselben nachschlich. Wer weiß was geschehen wäre, wenn meine Leute ihn nicht entwaffnet hätten.

Mit dem 4. Mai lief die vierwöchentliche Wartezeit zu Ende. Mich triebs wieder dem Meere zu, und da gerade der schwarze Diener eines Kapitän S . . mit Pferden an den Seestrand eilte, so war ich rasch entschlossen, gab meinen Leuten die nötigen Befehle, bestieg ein geliehenes Pferd und ritt mit dem schwarzen Mann von dannen. Mittags ritten wir weg und 24 Stunden später hatten wir Gaokhousib erreicht. Dort ruhten wir, weil es Sonntag war, bis nachmittags 4 Uhr, nahmen dann einen ortskundigen Buschmann mit und hofften, so gegen Mitternacht ans Ziel zu gelangen. Es ging aber etwas anders, als ich dachte. Zwischen 9 und 10 Uhr abends erhob sich plötzlich ein dichter Nebel, der allmählich in zarten

Regen überging. Wir konnten keinen Schritt weit vor uns sehen. Der Mantel lag so schwer auf den Schultern, als ob Gewichtsteine daran hingen. Alle Augenblicke verloren die Pferde den Weg und blieben stehen. Mit der Ortskenntnis des Buschmanns war es nicht weit her. Unsere Ansichten bezüglich der einzuhaltenden Richtung waren geteilt. Ich stieg ab. Auf Händen und Füßen vorwärts schreitend, suchte ich das Geleise eines Wagens zu entdecken. Bald meinte ich da, bald dort eine Wagenspur gefunden zu haben. Ein Stern zwischen den Nebelschichten leuchtete mir entgegen. Schon glaubte ich auch das Getöse der am Ufer sich brechenden Meereswogen zu hören. Das steigerte meinen Entdeckungseifer. Aber bald hatte ich auf diese Weise meine Begleiter verloren. Wie lange ich so zwischen Sanddünen und Felskegeln umherirrte, weiß ich nicht, etliche Stunden mögen es immerhin gewesen sein. Dagegen weiß ich noch sehr gut, wie ein eisig kalter Südostwind mir Mark und Gebein durchschauerte. Rückwärts ziehend war ich so glücklich, trotz aller Krümmungen meine eigenen Fußstapfen stets wieder zu finden und schließlich auch mit meinen Begleitern wieder zusammenzutreffen. Hinter einem Sandhügel suchten wir nun Deckung gegen den schneidig kalten Wind. Gar zu gerne hätten wir auch die durchfrorenen Glieder am Feuer erwärmt; woher aber das Holz nehmen? Die paar grasgrünen, aus dem Sande hervorstehenden Sträucher wollten nicht ans Glühen kommen. Zusammengekauert saß einer dem andern gegenüber und ließ sich einräuchern, bis alle unsere Streichhölzer und die angebrannten Stengel abgeglimmt waren.

Endlich kam doch die liebe Sonne wieder. Als sie mit ihren ersten Strahlen unsere geschwärzten Gesichter beleuchtete, da regten unsere Lebensgeister sich auch wieder und schüttelten die Flügel. Wir stiegen wieder zu Pferd. Zu meiner Freude gewahrten wir dicht neben unserem Weg die Spuren meiner mitternächtlichen Wanderung. — Nach zwei Stunden Reitens war eine kleine Anhöhe erreicht, von der aus man einen schönen Blick aufs Meer und auf die offen daliegende Bucht genießt. Erwartungsvoll war ich vorangesprengt und da — da rief ich laut: „Ein Schiff in Bai!“ Mein schwarzer Begleiter, der seekundige Sem bemerkte: „Das muß eben erst eingelaufen sein.“ Gleich darauf fügte er bei: „Auf dem Schiff ist jemand gestorben, die Totenflagge ist ja aufgehißt!“ Wie mir das durchs Herz fuhr! Mein Pferd griff nun tüchtig aus. Bald war ich an dem wohlbekannten Warenschuppen angelangt, und siehe, da standen die erwarteten Brüder. Ich begrüßte sie mit tiefer Rührung. „Wußtest Du, daß wir hier sind?“ so riefen sie mir entgegen. Wo war aber die Braut? Tot?! — „Deine Braut ist noch drüben auf dem Schiff und erwartet Dich!“

Hinter aufgestapelten Kisten ordnete man schleunig die Kleidung. Etwas Warmes zu genießen wäre ich gar nicht abgeneigt gewesen, ich lebte ja schon etliche Tage nur von steinhartem Brot: die Seeleute standen aber gerade bereit, das Boot wieder abzustoßen, als ich mich notdürftig umgekleidet hatte und mich zum Frühstück setzen wollte. Da ließ ich letzteres im Stich, sprang den Matrosen nach, und — wenige Minuten später saßen glückliche Brautleute in der engen Schiffskajüte beisammen und beugten ihre Kniee mit einander vor dem Angesicht des Herrn, der soweit durchgeholfen und Barmherzigkeit und Treue erwiesen hatte bis zu dieser unvergeßlichen Stunde.

Warum hatte sich doch die Ankunft der Reisenden so lange und für uns in so empfindlicher Weise verzögert? Das klärte sich jetzt freilich auf. Ihr Schiff hatte in Kapstadt einer Reparatur bedurft. Mit dem kleineren Fahrzeuge, das vor 4 Wochen in der Bai angekommen war, hätten sie wohl kommen können, wenn ihnen der Agent die Abfahrt desselben nicht verheimlicht hätte. Nicht nur uns, auch den Geschwistern war diese Verzögerung etwas Arges! Aber was läßt sich thun dem Unvermeidlichen gegenüber?

Am Strande der Prince of Walesbai entfaltete sich an jenem 6. Mai ein reges Leben. Die Matrosen beförderten unaufhaltsam die Waren ans Land. Die Missionsleute, — es waren außer uns noch drei Brüder zugegen, für Hereroland bestimmt — sorgten, daß alles an den rechten Ort gebracht wurde. Ebenso waren die Händler beschäftigt, ihre Güter in Empfang zu nehmen. Kapische wie inländische Farbige mußten mit Hand anlegen. Schwester Krönlein und meine Braut packten den Kochapparat aus. Sie sotten Kartoffeln in Seewasser, backten Kuchen mit Peguineiern und kapischem Wasser und kochten Kaffee; das war ein feines Mahl zur dritten, diesmal gemeinsamen Verlobungsfeier.

Wie sollte es, namentlich für die zwei Frauen, mit der Nachtherberge werden? Ein Gasthaus, wenn auch noch so klein, — wie nötig wäre es an diesem Ort!! Was am Nachmittag noch rein undenkbar schien, — am späten Abend wurde es zur rauhen Wirklichkeit. In dem Warenschuppen suchten und fanden in jener Nacht fünf Deutsche, vier Engländer, zwei braune und zwei schwarze Afrikaner ihr Unterkommen. Aber was war das für eines! Nur für die zwei Frauen fand sich in diesem Raum ein Gestell, das an eine Bettlade erinnerte, wenn man Kopf- und Seitenstück sich wegdenkt. Als Zimmerschmuck hing über den Häuptern der Untergebrachten eine geschlachtete Kuh. Für einen der Einquartierten war es eine Schreckensnacht. Er hörte nämlich öfter klopfen, wie wenn einer vor der Thür stünde und Einlaß begehrte. Er weckte seinen Nebenmann, der sich aber nicht weiter stören lassen wollte. Ach, wenn das der Salomo wäre!, so hieß es in dem Innern des

schwer Geängsteten. Der Salomo war der Namajüngling, der draußen vor der Thür in seinem Sarg gebettet lag, dem man tags zuvor beim Einlaufen des Schiffes in die Bai die Augen zugedrückt hatte. Er war wohl zu einer besseren Ruhe eingegangen, als er sie im Namaland als Schullehrer gefunden hätte. Ja, er ruhte gut, aber draußen stand auch noch ein anderer Kasten, darin war allerdings etwas Lebendiges, nämlich Gänse und Enten. Wie kommt es doch, daß dergleichen unschuldige Tiere einen Menschen so schwer beängstigen können?

Das Schiff mit seinen Passagieren hatte uns verlassen. Der Salomo war unter die Erde gebettet. Der Eilbote, der unsere Wagen holen sollte, war unterwegs. Wir hofften es nun in der zweiten Nacht am Strande ruhiger zu bekommen. Bald aber wurden wir eines anderen belehrt. Ein ungewöhnliches Rauschen der See schreckte uns auf. Eine Zeit lang hörten wir, oft mit verhaltenem Atem, dem Getöse zu. Der Schwall der Wogen wurde immer stärker, schien auch näher zu kommen. Wir standen, nichts Gutes ahnend, auf und gingen der See entgegen. Siehe da, sie war schon zwischen unsere Waren hereingedrungen und stieß mit jedem Schwall höher hinauf. Das war kein kleiner Schrecken für uns. Schnell wurden alle Männer geweckt und nun galt es anzugreifen, um unseren Jahresgehalt in Gestalt von Proviant, also Säcke, Kisten u. dergl. den Fluten der See zu entreißen und aufs Trockene zu bringen. Eine Anzahl Balken und Bretter, sowie Teile von zwei neuen, eben gelandeten Ochsenwagen schaukelten ganz lustig hin und her und mußten am ersten herausgefischt werden. Etliche hundert Schritte weiter droben bildeten sie dann den Boden, worauf die Mehlsäcke niedergelassen wurden. Am folgenden Tage glaubten wir nun alle unsere Habe in Sicherheit gebracht zu haben. Es erhob sich am Abend der Weststurm abermals und mit noch größerer Wucht und setzte unsere Güter zum zweitenmale ins Wasser, so daß wir unsere mühevolle Arbeit von neuem anfangen mußten. Der einstige Seekapitän S . ., der diese Küste sehr gut kannte, schüttelte selbst den Kopf dazu und meinte, so etwas noch nie erlebt zu haben.

Ich hatte auch sonst noch wacker zu kämpfen, um Geduld und guten Mut aufrecht zu erhalten. Drei Wagen hatte ich für meine Rechnung aus dem Innern hergeführt. Einer derselben war bestimmt, die Ausstattung meiner Braut aufzunehmen, aber diese war von Deutschland her einem Segelschiffe anvertraut worden, und das war zur Zeit ihrer Abfahrt vom Kap unbegreiflicher Weise noch nicht angekommen. (Im Spätjahr mußte ich daher nochmals einen Wagen an den Strand senden, was mit der jetzigen langen Fahrt zusammen meinen Jahresgehalt aufzehrte.) Ferner waren meine Bestellungen am Kap nicht in ihrem vollen Umfange besorgt worden.

Es waren mir ohne mein Vorwissen Abzüge selbst der dringlichsten Art gemacht worden. Auch meine Hoffnung, statt des gelehnten Gefährtes nunmehr einen neuen, mit Recht mir zustehenden Wagen zu erhalten, ward abermals getäuscht; ich mußte den alten, reparaturbedürftigen behalten! Doch was war das alles gegen die tausendfach schon erfahrene Durchhilfe und Gnade meines Gottes!

Am frühen Morgen des 14. Mai kamen die Wagen herbei. Ohne Säumen wurden sie beladen, und gegen Abend setzte sich der Zug in Bewegung. Welches Wonnegefühl, daß es nun endlich heimwärts ging! Langsam gleich einer Schlange krochen die zwölf Ochsenwagen über die Sandberge hin. Von der Ferne aus gesehen schien es, als bewegten sie sich kaum, und doch kam man Schritt für Schritt dem Ziele näher. Am 25. Mai trafen wir in Bethanien ein und verweilten daselbst bis gegen Ende des Monats. Schwester Kreft, die sich über Kräfte für uns aufopferte, sahen wir am Tage der Weiterreise zum letztenmale. An Pfingsten genas sie eines Kindleins, nahm dann aber dasselbe mit sich hinüber in die Wohnungen des Friedens, — für den Gatten ein unersetzlicher Verlust.

Als wir Onb erreicht hatten, dauerte es einen ganzen Tag, bis alle Wagen den Berg hinauf waren und die Hochebene erklommen hatten. Wenn uns die Bethanier nicht mit Vorspann ausgeholfen hätten, dann wären wir vielleicht eine ganze Woche dort hängen geblieben. Die ganze noch übrige Reise verlief glücklich unter Gottes Behütung. So ganz glatt ging es freilich nicht ab. An meinem Wagen scheuten einmal die Ochsen durch Ungeschicklichkeit eines Treibers, und die Deichsel zerbrach; der Schaden war aber rasch wieder verbessert. Viel schlimmer, ja schrecklich hätte es ein andermal gehen können. Es war in der Nähe meines denkwürdigen Badeortes, wo man für einen Nachmittag sich Ruhe gönnte. Von da ritt ich auf einen unserer nahen Viehposten. Auf dem schmalen Fußpfad sah ich etwas wunderbar glänzen. Zuerst mein Begleiter und dann auch ich stiegen ab, es zu suchen. Ein verlorener Perlmutterknopf hatte uns gefoppt. Als ich dann meinem schwarzen Kameraden mit seinem steifen Rücken wieder aufsteigen half, da machte derselbe eine so ungeschickte Bewegung, daß das Gewehr in seiner Hand dicht an mir sich entlud. Vor Schrecken bleich stand ich neben dem ungelenken Burschen und konnte nicht begreifen, wie ich unverletzt geblieben war. Die Hand des Herrn hatte sichtbarlich über uns sich ausgestreckt, sonst wäre es nicht möglich gewesen, nur mit dem Schrecken davonzukommen. — Und siehe, auch meine liebe Braut sollte auf der Weiterfahrt eine ähnliche, ganz wunderbare Behütung erfahren. Die letzte Strecke auf der Hochebene führt durch viele oft tiefe Senkungen. Eine solche Senkung hatten wir zu durchfahren. Der Aelteste Jakob fuhr uns

voran. Das Vordergestell seines Wagens stand schon wieder oben auf ebenem Boden, als ich anziehen ließ, um auch nachzurücken. Da schlitzt mit einem Male seine Deichsel aus. Der Wagen mit seinen Insassen rollte den Berg herunter uns entgegen. Der größte Teil meiner Ochsen hätte zerquetscht werden können. Sie wickelten sich in einen wahren Knäuel zusammen. Als meine Braut solches sah, war es ihr nicht mehr geheuer auf ihrem Sitze. Sie sprang mit einem Satze zum Wagen hinaus, und leider gerade an der Seite, an welcher der herabrollende, steuerlose Wagen am meisten zu schaden drohte. Aber wie von unsichtbarer Hand geleitet, drehte er sich auf der schiefen Fläche abseits ins Feld hinein. So konnte die schwer Gefährdete von ihrer Betäubung sich erholen und noch rechtzeitig sich zurückziehen. O wie war das wieder Ursache zum Dank und Preis des allmächtigen Gottes, der abermals aus großer Gefahr uns errettet hatte.

Nur noch einmal mußten wir von dieser Stelle aus im Wagen übernachten.

So sehnlichst die Geschwister zu Bersaba nach den Reisenden aussahen, überraschten wir sie am 4. Juni in früher Morgenstunde doch noch. Mit Gesang und anderen Freudenbezeugungen wurden wir empfangen und von jedem Einzelnen willkommen geheißen.

Vierzehn Tage später fand die feierliche Hochzeit statt, worauf die Bersabaer Gemeinde nicht wenig stolz war.

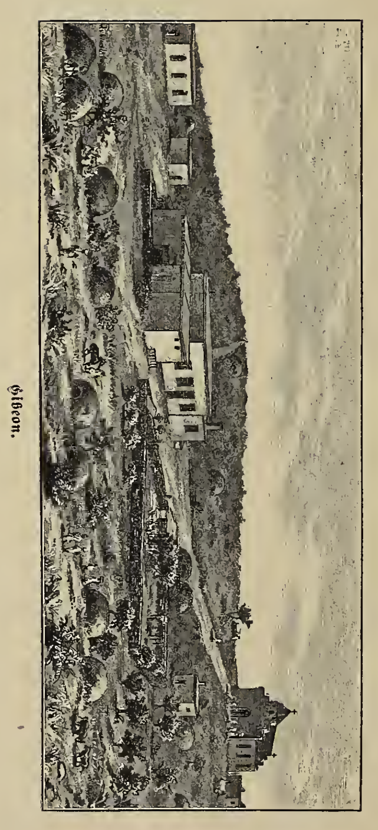
Elf volle Wochen hatte die Brautfahrt gewährt. Mit der Hochzeitsreise eines jungen Ehepaares wird sie wohl niemand verwechseln.

Kapitel 7.

Besuch und Aufzug in Gibeon.

Gibeon, so schien es, sollte nun bald der Schauplatz meiner künftigen Thätigkeit werden, nachdem Bruder Krönlein sein Amt in Bersaba wieder angetreten hatte.

Die Station Gibeon war vor $4\frac{1}{2}$ Jahren von Bruder Knauer gegründet worden. Jetzt, im November 1867, sah er sich genötigt, dieselbe für immer zu verlassen und in seine Heimat zurückzukehren. Die Leute dort wollten aber nicht ohne Hirten bleiben. Sie luden mich wiederholt ein, zu ihnen zu kommen, und ich war hierzu nicht abgeneigt, obschon die Nachwirkungen des Krieges und die Zerfahrenheit der Gemüter unter den Familienhäuptern jenes Stammes das Wohnen unter ihnen keineswegs leicht erscheinen ließ. So machte ich mich denn auf, die Gemeinde dort zu besuchen und alle Verhältnisse daselbst näher kennen zu lernen.



Gibeon.

Es war kurz vor dem vierten Adventssonntag 1867, als ich mich mit einem Begleiter an einem frühen Morgen auf den Weg machte. Gegen 10 Uhr sagte uns der langsame Schritt der Pferde, daß es Zeit zum Absatteln sei. Im Schatten eines Bäumchens pflegten wir der Ruhe. Wir machten uns ein Lager mit dem Sattel als Kopfkissen. Nach Verlauf von zwei Stunden waren wir gezwungen, dieses Lager zu verrücken. Die Sonne brannte uns zu gewaltig auf den Leib. Und wie ich nun den Sattel hinweghob — oh! was sah ich? Da lag zusammengeringelt eine giftige Schlange. Sobald sie sich bloß gelegt und von uns mit Steinwürfen verfolgt sah, suchte sie schnell das Weite. Sie muß aus einem verschütteten Löchlein hervorgekrochen sein, das ich zuvor nicht beachtete. Wie lange sie unter meinem Polster versteckt lag, weiß ich nicht zu sagen. Sollte mir nun das nicht ein übles Vorzeichen sein? O nein, nein! Hier hatte mir Gott nur gezeigt und im Bilde hingeschrieben, was in Buchstaben zu lesen ist Lukas 10, 19: „Sehet, ich habe euch Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Skorpionen und über alle Gewalt des Feindes, und nichts wird euch beschädigen." Das war aber nicht das erstemal, daß ich solche Erfahrung machte, viel weniger das letztemal. Es kam z. B. oft vor, daß Schlangen sich tagelang in meiner Studierstube aufhielten und unter der Ruhebank sich verkrochen, auf der ich mittags etwas ausruhte. Der Geruch von brennendem Schwefel trieb sie wieder zur geöffneten Thür hinaus. Giftige und unschädliche Eidechsen spazierten täglich unbekümmert aus und ein und an den Wänden hinauf, da man ja im Sommer der Hitze wegen stets die Thüren offen halten mußte. Skorpionen jeglicher Größe, zollange und handlange, traf man überall, im Feld und in der Wohnstube. Man fand sie unter den Bettstellen in der Schlafstube, ja sogar im Wasserkrug von der Decke aus hineingefallen und in der gefüllten Milchschüssel in der Vorratskammer. Einmal raschelte ein 10 cm langer Skorpion unter dem Tisch im Vorhause hin, während ich mit der Familie und dem Hausgesinde die Abendandacht hielt. Ein andermal entdeckte ich ein ganzes Nest dieser Tiere, die an der Wand der Wohnstube aus dem Flurboden herauskamen. Trotz der Ueberfülle des vorhandenen giftigen Gewürms durfte es uns doch auch nicht ein einzigesmal beschädigen!

Als wir weiter ritten, hatte die Sonne sich hinter Wolken versteckt, eine unschätzbare Wohlthat für Roß und Reiter. In weiter Ferne fegten Windwirbel durchs Gebüsch und führten säulenartig den Staub tausende von Metern hoch in die Luft hinauf. Auch wälzte sich eine breite Staubwolke uns entgegen, die auf Annäherung von Reisenden schließen ließ. „Das ist unser Kommando", erklärte mein Begleiter, er meinte damit die Häupter von

Bethanien und Bersaba, die bei einer Versammlung in Gibeon gewesen waren, um den Frieden mit dem gemeinsamen und nun gedemütigten Feind zum Abschluß zu bringen. War es ihnen wohl gelungen? Ja, Gott sei Dank! Sobald ich die Häuptlinge begrüßt hatte, überreichten sie mir die Friedensurkunde zum Lesen. Wohl sah ich, der Friedensschluß war mangelhaft und gezwungen, aber doch geeignet, die Räubereien einigermaßen zum Stillstand zu bringen. Ein besseres Verhältnis war angebahnt, und mit freudigerem Herzen konnte ich einer etwaigen Uebersiedelung nach Gibeon entgegenblicken.

Als wir eben weiter wollten, brach ein Gewitter los, das uns noch eine Stunde lang unter dem Wagen der Männer festhielt, so daß wir vor Einbruch der Nacht nur noch bis nach Nous kamen. Ein Löwe hatte jenes Feld durch Erwürgung einer Frau unsicher gemacht. Wir mußten daher die ganze Nacht hindurch ein Feuer unterhalten und durften die Pferde nicht weglaufen lassen. Am andern Tag ritten wir wohlbehalten in Gibeon ein. Nachdem wir in den kahlen Räumen des Missionshauses uns einquartiert hatten, fanden sich gleich geschäftige Hände, die Kaffee kochten und das Fleisch eines für uns geschlachteten Schafes zurichteten. Wenn nur auch ein besseres Bett zu finden gewesen wäre! Auf dem aus einer rohen Ochsenhaut geschnittenen und hart gewordenen Geflecht lag man fast noch peinvoller wie auf dem scheunenartigen Fußboden.

Das liebe Weihnachtsfest war vor der Thür. Ich beschloß, es in Gibeon zu verleben. An den Sonn- und Festtagen predigte ich zweimal und hielt auch täglich die kirchlichen Andachten mit Besprechung eines Textes. Gott schenkte mir viel Freudigkeit, von dem Kind in der Krippe zu reden, in welchem der Welt Licht und Heil erschienen ist. Am liebsten verweilte ich bei dem Lobgesang der Engel: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" War ja doch für die Verhältnisse jener Zeit nichts nötiger und sehnlicher zu erbitten als Frieden auf Erden, und kein größeres Bedürfnis vorhanden als zu wissen: Gottes Wohlgefallen ruhe nun wieder auf denen, die seine Hand so schwer gezüchtigt hatte.

Vor meiner Abreise wurde noch eine Versammlung anberaumt mit dem Zweck, nun festzustellen, wer für oder gegen die Wiederbesetzung der Station sei. — Als ich merkte, wie erfreut die Leute bei der Aussicht auf mein Kommen waren, erklärte ich dem Ausschuß der Bürgerversammlung noch fest und bündig, daß an dem Ort, wo Gottes Wort verkündigt werde, kein Branntwein verkauft werden dürfe, sonst könnte ich nicht zu ihnen kommen noch unter ihnen bleiben. Man versprach es mir, und niemals habe ich's bereut, daß ich meinen Bedingungen auch diese noch hinzufügte.

Mag sie bei manchem auf Bedenken gestoßen sein, das gegebene Versprechen war doch eine Schutzmauer, die von vornherein um die Station her gezogen wurde. So lange ich auf ihr wirkte, hat meines Wissens kein Händler es gewagt, in unserer Nähe ein Faß Branntwein auszuschenken. Ich habe auch in einem Zeitraum von 12 Jahren keinen Betrunkenen auf der Station gesehen. Aufs Außenfeld freilich will ich dieses Lob nicht ausdehnen. Versteht es doch der gewinnsüchtige Händler aufs beste, mit diesem Verwüstung bringenden Feind die Eingebornen zu befreunden, ja mit seinem Giftwasser sie zu ruinieren.

Kurz vor Jahresschluß kehrte ich nach Bersaba zurück. Es war nun entschieden. Gibeon sollte künftighin mein Berufsort und meine neue Heimat sein, und wir beeilten uns, für den Umzug die nötigen Vorkehrungen zu treffen.

Der Sohn des Häuptlings, der „Kronprinz" von Gibeon, hatte mir versprochen, mich und all das Meine nach meinem neuen Bestimmungsort abzuholen. Zu allgemeiner Ueberraschung stand er mit seinen vornehmsten Männern schon am Morgen des 2. Januar vor der Thür des Missionshauses zu Bersaba, um sein Versprechen einzulösen. Am liebsten hätten sie unser Hab und Gut an demselben Tage gleich aufgepackt und wären mit uns davongefahren. Sie hatten es um so eiliger, weil damals gerade ein politisches Mißverständnis und infolge dessen eine Verstimmung zwischen Bersaba und Gibeon Platz gegriffen hatte. Da dachten sie, ich könnte ihnen am Ende noch vorenthalten werden. So schnell ging es nun freilich nicht, wie sie dachten. Ein derartiger Umzug läßt sich nicht im Handumdrehen bewerkstelligen. Doch beeilten wir uns soviel als möglich. Am 5. Januar hielt ich meine Abschiedspredigt über 2. Theff. 3, 1—5. Am folgenden Tage nahmen wir Abschied von der Bersabaer Gemeinde, unter welcher ich $2^1/_2$ Jahre lang in bewegter Kriegszeit meines verantwortungsvollen Amtes nach Kräften gewartet hatte. Das Band, das mich mit ihr verknüpfte, war durch die gemeinschaftlich mit einander getragenen Nöte fester geknüpft, als ich's wußte. Unsere Verwandten, die lieben Geschwister Krönlein, und die singlustige Schuljugend gaben uns noch eine Strecke weit das Geleite. Letztere übernachtete selbst noch mit uns, ehe sie wieder umkehrte.

Auf Gibeoner Gebiet angelangt war es uns samt unsern Begleitern, als wenn ein Stein vom Herzen abgewälzt wäre. Der drückende Abschied lag dahinten, und hoffnungsfroh blickte das Auge in die Zukunft. Unsere Gibeoner Leute waren so liebenswürdig und aufmerksam, daß sie bald unsere ganze Zuneigung gewonnen hatten. Als die junge Missionarsfrau sich anschickte, für den Mittag das Essen zu bereiten, trat eine Deputation der Männer an uns heran und sprach, sie könnten nicht mit ansehen wie „Jufvrouw"

(Herrin) in heißer Sonne stehen und selbst kochen müsse. Hier sei ein Mädchen, das helfen könne. Dieses Anerbieten kam meiner Frau ganz willkommen, und die Elisabeth, das anstellige Mädchen, blieb von da an 5 Jahre, bis zu ihrer Verheiratung, bei uns.

Prächtiger Mondschein begünstigte unsere Fahrten in der Nacht. Der Fischfluß war schön am Laufen, als wir um Mitternacht vor ihm stille hielten und Menschen und Tieren Ruhe gönnten. Wie die Müllerburschen bestäubt stiegen wir vom Wagen und nahmen in der schwülen Nacht ein erquickendes Bad.

Es war am 9. Januar, nachmittags 4 Uhr, als wir unser Ziel erreichten. Die Bewohner des Orts lagen noch im tiefen Mittagsschlaf, aber bald hatten sie unsere Ankunft gemerkt. Da wurde es lebendig. Freudig kamen sie herzu, einer nach dem andern; vertrauensvoll reichten sie uns die Hand zum Gruße.

Die nagelneuen, gelben Mattenhäuser der Ortsbewohner blickten uns freundlicher entgegen und machten einen günstigeren Eindruck als das zu beziehende, eigene Wohnhaus. Vor diesem standen Schutzmauern, die niedergerissen wurden, damit man mit dem Hausrat hinein könne. Schlösser fehlten an allen Thüren. Die Kugellöcher, die traurigen Spuren der eben beendeten Kriegszeit, waren nur teilweise verstopft. Kurzum, es gab Arbeit in Hülle und Fülle, doch nicht zum Schrecken, sondern zur Freude, nunmehr im eigenen Heim schalten und walten zu können nach Belieben und Bedürfnis. Drei Tage darnach wurde ich feierlichst in meine Stellung als Missionar, als „Lehrer“ der Gemeinde, eingeführt. Eine offene Thür war mir an diesem Ort gegeben. Mein ganzes Herz war erfüllt von Freude und Dank.

Kapitel 8.

Freundliche Sonnenblicke.

In der That, eine weite Thüre war mir aufgethan im neuen Heim zu Gibeon.

Wie wunderbar! Gott selbst hat die Leute um mich geschart. Denn es war die Folge eines Winterregens, des einzigen, den ich im Lande erlebte, daß die sonst so zerstreut Lebenden zusammenrücken und zum guten Teil auf der Station selbst oder in deren Nähe ihre Mattenhäuser aufschlagen konnten. Dorthin richteten sich zunächst meine Gänge. Ich mußte ja vor allem die Leute kennen lernen und erfahren, welcher Geist sie beseelte. So viel fand ich bald heraus: Die dreijährige Kriegszeit hatte sie nicht nur äußerlich arm und innerlich zerfahren gemacht, sie hatte

auch tief in ihrem Herzen eine Sehnsucht nach Ruhe und Frieden erweckt, ja nach einem höheren Frieden, den die Welt nicht geben kann. Da waren aus der Gefangenschaft und aus den Händen grausamer und schandbarer Feinde befreite Männer, da waren entronnene Frauen und Kinder, die nach langen Irrwegen, nach unsäglichen Strapazen und Entbehrungen ihre Angehörigen glücklich wiedergefunden hatten. Ihnen allen wallte das Herz von Lob und Dank gegen den unbekannten Gott, der ihr Schirm und Schild gewesen war. Das waren herrliche Anknüpfungspunkte für den Missionar, das war für ihn „die offene Thüre". Drei Wochen schon nach unserem Aufzug meldeten sich 24 Personen für den Taufunterricht und diese gehörten größtenteils den ersten Familien des Stammes an. Am bedeutungsvollsten und erfreulichsten war es, daß selbst der Häuptling unter ihnen war, der durch sein Alter schon hochangesehene neunzigjährige Häuptling „Witbooi". Er kam selbst zu mir, er sprach in tiefer Bewegung seines Herzens:

„Ich habe schon viele Missionare, englische und deutsche, „kennen gelernt und unter meinem Volk arbeiten sehen, aber „selbst nie nach ihnen gehört. Etliche sind Christen geworden „und mir zuvorgekommen; jetzt will ich aber nicht länger zurück„stehen. Aber eines verstehe ich nicht: Je länger ich bete, desto „unruhiger werde ich."

So sprach der greise Häuptling auf meiner Stube sich aus, allwo noch viel ergreifendere Bekenntnisse abgelegt worden sind, wie dieses. Und mit ihm waren es noch neun weitere Glieder seiner Familie, Töchter aus erster und zweiter Ehe, Schwiegersöhne und Enkel, die zur Zahl jener ersten Taufbewerber gehörten. Einer dieser Schwiegersöhne, Andreas, hatte eine besonders merkwürdige Rettung erfahren. Er war einst mit acht anderen Männern bei einem Ueberfall der Station vom Feinde angelockt worden, unter dem Vorwand, über den Frieden mit ihnen unterhandeln zu wollen. Bald aber war es ihm nicht mehr recht geheuer bei der Sache. Er frug um Erlaubnis, auf die Seite treten zu dürfen. Unter diesem Vorwand entschlüpfte er, eine Zeit lang auf Händen und Füßen kriechend, und entkam so den mörderischen Händen der Blutgierigen. Einem andern glückte es ebenfalls zu entrinnen. Die Uebrigen alle wurden einer nach dem andern in unmittelbarer Nähe der Station niedergeschossen. Diese Rettung vom Tode führte den Andreas zu dem himmlichen Erbarmer hin, dem er sie verdankte. Aus Dankbarkeit gegen Gott wollte er sich nun „übergeben", wie er sich ausdrückte. —

„Ich will erst etwas sehen," das ist gewöhnlich die Ausrede der Leute, wenn sie ermahnt werden, sich zu Christo zu bekehren.

Sie verstehen darunter irgend ein auffallendes Ereignis, das sie erleben möchten, ehe sie sich vor dem Herrn der Herrlichkeit beugen. Damals aber hat es an vielen deutlichen Eingriffen Gottes in die Lebensschicksale der Menschen in der That nicht gefehlt. Daher kam die Willigkeit und Lust, ja der Drang, Gottes Wort zu hören. So viele in unserer Wohnstube nur irgend Platz finden konnten, kamen, um an unserer Abendandacht Teil zu nehmen. War diese vorüber, dann gingen sie nicht etwa nach Hause, sondern hinaus ins Feld, hier hinter einen Dornbusch, dort hinter einen Steinhügel, um noch weiter in der Stille zu beten. Ehe wir uns zur Ruhe begaben, machten wir gewöhnlich noch etliche Gänge ums Haus, frische Luft zu schöpfen. Da kams häufig vor, daß eins zum andern sagte: „Still! dort betet Jemand.“ Auf Spaziergängen ins steinige Feld hinaus fanden wir rund um die Station her schmale, nur von Menschen betretene Pfade. Sie führten an die bezeichneten Gebetsstätten. Wie sollten wir über dies Beten im Freien urteilen? Der Herr sagt: „Wenn Du betest, so gehe in Dein Kämmerlein und schließe die Thüre zu.“ Aber unsere armen Leute hatten ja keine Mauerhäuser mit abgeteilten Räumen, sie bewohnten vielmehr ihre einige Mattenwohnung, und jeden Menschen, der darin war, konnte man von außen sprechen, ja fast atmen hören. Da mußten doch wohl jene Gebetsstätten draußen im Felde das Kämmerlein vertreten und die dort Betenden durfte man nicht etwa für Pharisäer halten. Wer allein mit seinem Gott reden, wer ungesehen und ungehört sein Herz vor ihm ausschütten wollte, der konnte es draußen am besten thun. Und in der That, es ist ein erhebendes, wonniges Gefühl (ich rede aus Erfahrung), in stiller, dunkler, lauer Nacht, den afrikanischen, klaren Sternenhimmel über sich und ferne von dem Geräusch der Wohnungen seine Sorgen wie sein schuldbeladenes Herz, sein Lob- und Dankgebet wie seine Fürbitte vor seinem himmlischen Vater, vor seinem Heiland und Herrn, vor seinem besten, treuesten Freund, sei es knieend, stehend oder gehend, niederlegen zu können.

Es war eine Zeit merkwürdiger Bewegung innerhalb meiner zum größten Teil noch heidnischen Gemeinde. Das Herz konnte einem aufjauchzen vor Freude über dieses Wehen des Geistes Gottes, aber auch in Besorgnis kommen, ob nicht vielleicht Unechtes oder Ungesundes in diese Bewegung sich einmische. Ich sah es damals klar: „Der Geist Gottes weht, wann und wo er will“, wir können ihm nicht befehlen, wohl aber ihn stören, wenn er sein Werk ausrichtet. Andrerseits erkannte ich aber auch gerade damals meine Pflicht, die Geister zu prüfen (1. Joh. 4, 1) und den Strom ins rechte Bette zu leiten. Diese heilige Pflicht trat in jener Zeit (auch später wieder) an mich heran, als die Bewegung unter den Bewohnern der Station, namentlich unter meinen Katechumenen,

immer stärker wurde. Denn da kam es vor, daß ich in später Nachtstunde noch hierhin und dorthin, in die Häuser, hinter Felsblöcke, hinter Strauchwerk oder in zerfallene Schanzen, jene Ueberreste der Kriegszeit, oder auch in Viehkraale gerufen wurde, wo einzelne Personen vom Gefühl ihrer Sünden übermannt, in heißen inneren Kämpfen lagen und um Gnade und Erbarmung schrieen. Gewiß war es da an der Zeit, auf Jesum, den Erretter, hinzuweisen, der da gesagt hat: „Kommet her zu Mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken, . . . so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen“ (Matth. 11, 28). Um etliche der so Erweckten war es mir übrigens mehrere Tage lang bange. Doch der Herr ließ sich erbitten, die finsteren Mächte mußten weichen. Und auf die Zeit des Kampfes folgte ein Frieden, welcher auf den Gesichtern der zum festen Glauben an Jesum Christum Hindurchgedrungenen deutlich zu lesen war.

Wunderbar ging es gar oft! Wunderbar hat der gnädige Gott Gebete erhört und seinem Evangelium die Bahn zu den Herzen gebrochen. O ließe sich all' diese hilfreiche Macht und Gnade Gottes erzählen! Einige Beispiele derselben seien hier noch angeführt. Es war während der Kriegszeit. Da hatte sich ein Knabe von etwa 10—11 Jahren durch Heben zu schwerer Steine bei einem Bau das Rückgrat furchtbar verrenkt. Bald darauf, während er elendiglich dalag, wurde die Station vom Feind überfallen. Sein Vater J . . ., der kein Feigling war, nahm die kleinsten Kinder auf den Rücken, trieb die andern vor sich her und entfloh gleich den übrigen, die den Kugeln der Feinde entkommen waren. Der arme Krüppel Salomo war allein im Hause zurückgeblieben. Das schmerzte den Vater tief. Die Mutter wußte gar nichts davon, sie war auf Besuch in Goamus. Immer näher drang nun zu dem armen kranken Knaben das Getöse, das wilde Geschrei der Mordbrenner. Doch die Nacht brach herein, und die Feinde gelangten an diesem Abend nicht mehr zu ihm. Ueber seinen Todesängsten fiel er in einen tiefen Schlaf. Als er mit dem Grauen des Tages erwachte, fühlte er sich wunderbar gestärkt. Nun flehte er zu Gott um Kraft, aufzustehen, und macht einen Versuch, sich aufzurichten. Da — merkwürdiger Weise, thut es in seinem Rücken einen Knack, siehe, er kann wieder aufrecht stehen, er versucht sich zu bewegen, auch dieses ist möglich. Wohl ging es anfangs langsam und schwach, doch gelingt es ihm, unbeachtet fortzukommen. Unterwegs traf er mit noch anderen Flüchtigen zusammen, die ihm Nahrung reichten, und so traf er einige Tage später mit seinen Eltern in Goamus wieder zusammen zu deren größtem Staunen! Später lebte dann dieser Salomo, im christlichen Glauben konfirmiert, als ein stiller, lieber Jüngling vor unseren Augen.

Einem Schwager dieses Salomo, mit Namen Petrus, erteilte

Gottes Güte eine andere Lektion. Derselbe hatte seine Wohnung des Tabakbaues wegen nach der sogenannten Freistadt verlegt, welcher Ort eine Stunde von der Station entfernt ist. Der junge Mann wollte für seine Familie etwas zu erwerben suchen. Die Woche hindurch arbeitete er draußen, am Sonntag kam er mit seiner Frau zur Kirche. Um die Weihnachtszeit war aber nicht mehr alles so in Ordnung bei ihm. Da kam er eines Tages zu mir und gestand: „Ich bin neulich nicht zur Kirche gekommen, ich habe in der Zeit Fische gefangen. Dafür hat mich Gott gestraft. Ich lag eines Mittags im Hause, meine Frau wollte Kaffee machen, da nahm unvermerkt der kleine J . . . (sein Söhnchen) einen brennenden Feuerspan vors Haus hinaus. Im Nu stand das ganze Mattenhaus in Flammen. Wir haben fast nichts gerettet als das Leben." Seine halbverbrannten Kleider am Leibe zeugten davon. Dann fuhr er fort: „Als die Flamme verzehrt war, suchte ich nach und fand alles verbrannt. Selbst das Fellsäckchen, in welchem mein Testament, Gesangbuch und Katechismus aufgehoben waren, ist verkohlt. Aber die Bücher darin sind unversehrt geblieben. Deshalb bin ich gekommen, solches Wunderding zu erzählen." — Er war gewarnt für lange Zeit.

Ja, Gott ließ sich spüren und merken. Wie gnädig kam er auch solchen entgegen, die über dem Zaudern und „Sehenwollen" in Gefahr waren, ihre Gnadenzeit zu verscherzen. Davon noch ein Beispiel. Es war am Anfang meiner Amtsführung zu Gibeon. Margaritha, eine junge Frau, befand sich daselbst im Taufunterricht. Ihr Mann war ein verknöcherter, alter Heide. Er wohnte auf der Außenstation Rietmond und sah sehnsüchtig dem Tage entgegen, an dem der Lehrer seine Frau wieder heimkehren lassen werde. Mehr wie einmal frug ich ihn, ob er denn nicht auch zu dem lebendigen Gott sich bekehren wolle? „Ich will erst etwas sehen", lautete seine ständige Antwort. Mir fiel bei diesen Worten unwillkürlich das Gebet des Propheten Elisa ein: 2. Kön. 6, 17; und auch ich seufzte und flehte: „Herr, öffne ihm die Augen, daß er sehe!" — Der Tauftag Margarithens näherte sich. Zu diesem stellte der alte Heide sich ein, wahrscheinlich, um seine Frau so rasch wie möglich heimzunehmen. An dem betreffenden Festtage trieb ihn die Neugierde auch zur Kirche; er hatte sich's wenigstens vorgenommen, dorthin zu gehen. Als nun der festliche Gottesdienst vorüber war, wurde ich in ein Haus zu einem Kranken gerufen. Der Hausbesitzer erzählte mir: „Der alte K . . (Margarithens Mann) wollte heute morgen in die Kirche. Als er aber zur Thüre hinausging, überfiel ihn plötzlich ein eigentümlicher Schmerz, er mußte sich wieder legen und hat Sie nötig." — Ich reichte dem Kranken Medizin, betete für ihn und entfernte mich. Als es ihm dann ein wenig besser ging, ließ er mich abermals rufen und gestand:

„Jetzt habe ich aber etwas gesehen. Meine Frau ist zurecht gekommen, und ich bin schier vergangen." Und wie nun die nächsten Taufbewerber für den Unterricht sich anmeldeten, siehe da befand sich auch der Mann, der immer etwas sehen wollte, unter ihnen. Er war fest überzeugt, daß es für ihn die höchste Zeit sei zur Bekehrung. Er entsagte seinem Zauberkrame, glaubte an den lebendigen Gott und an Christum, den Arzt Leibes und der Seele, und empfing zehn Monate nach dieser Erfahrung die heilige Taufe.

Am 29. September des Jahres 1868, unseres Aufzugsjahres in Gibeon, schenkte uns Gott der Herr unter besonderer Gnadenerweisung unser erstes Kind, ein Töchterlein. Wir hochbeglückten Eltern gaben ihm bei seiner Taufe den Namen Auguste. Wie aber aus den eben erzählten Erfahrungen, so leuchtete es uns nun auch aus den Augen unseres kleinen Lieblings helle entgegen: „Der Herr ist freundlich und seine Güte währet ewiglich." — Ja, es gab freundliche, herrliche, unvergleichliche Sonnenblicke in unserer scheinbar so düsteren und armseligen Wüste.

Kapitel 9.

Eine Konferenzreise ins Hereroland.

Die kriegführenden Namastämme hatten unter sich Frieden geschlossen. Jetzt — es war ein Jahr später — sollte auch Frieden werden zwischen den Naman und Hereros. Bereits hatten die beteiligten Häuptlinge Jonker und Maharero einen Friedensvertrag geschmiedet. Aber es war ein solcher, der unseren Namastämmen mancherlei Besorgnis erregte.

Der Abschluß des Friedens stand bevor. Die Missionare aus beiden Gebieten hielten es für ihre heilige Pflicht, ihr ganzes Gewicht in die Wagschale zu werfen, damit ein gerechtes und beide Teile möglichst befriedigendes Ziel erreicht werde. So wurde denn im Anfang des Jahres 1870 eine Generalkonferenz sämtlicher Brüder aus dem Nama- und Hererolande verabredet und zwar sollte dieselbe in der Mitte des Monats Mai hoch im Norden, im Hererolande selbst, stattfinden.

Sorgenvoll sahen wir dem Ende des Monats März 1870 entgegen. Ein Familienereignis schien unsere Teilnahme an der Konferenz verhindern zu wollen. Am 29. März wurden wir denn auch durch die Geburt eines Knäbleins erfreut. Meiner Frau widerfuhr zum ersten und einzigenmale das Glück, eine liebreich helfende Schwester um sich zu haben. Nach der Taufe des kleinen „Johannes" eilten Bruder Krönlein und Geschwister Schröder von

uns hinweg dem Norden zu und versprachen, auf der Station Rehoboth warten zu wollen, bis wir nachkämen.

Wie uns zu Mute war, läßt sich denken. Sollte ich allein reisen, die Familie Monate lang allein lassen? Das ging unmöglich. Sollte ich die Familie mitnehmen auf die weite, weite Reise bei nahendem Winter? Das schien ebenso unmöglich zu sein. Und ganz von der Konferenz zurückzubleiben, das ging wiederum nicht an, weil ich gewisse Interessen der Gemeinde zu vertreten hatte, die angefochten worden waren. Das Zünglein der Wage neigte von Anfang an zum Gehen mit der Familie, wie es ja auch die andern Brüder thaten. Die Entscheidung hing natürlich von dem Befinden der Mutter und des Kindes ab. Es kostete manchen inneren Kampf, bis wir den Schritt im freudigen Glauben auf Gottes Durchhilfe zu thun wagten. Als die ersten 8 Tage dieser Kämpfe überstanden waren, gewann meine Frau mehr Mut und mahnte an's Einpacken.

Auf dem Missionsgebiet heißt es eben: „Vorwärts in fröhlichem Glaubensmut!“ Natürlich ist dazu auch Weisheit erforderlich, denn ohne diese wäre der Glaubensmut wie ein Schiff ohne Kompaß. Die Gebetskraft ists dann, die vorwärts treibt und die Geduld, die alle Widerwärtigkeiten ruhig hinnimmt. Besonders muß man aber ausgerüstet sein mit Selbstverleugnung, die nicht nur hie und da einmal eine Probe zu bestehen hat, sondern die zur andern Natur werden muß. Und besonders ist solche Selbstverleugnung im Großnamalande nötig. Denn hier steht eben der Missionar auf einem Naturboden, ja in einer „Wüste“, von welcher man in den Kulturländern sich schwer einen Begriff machen kann. Es fehlen im Lande Berge, Binnenseen, Wälder, laufende Flüsse und ordentliche Regen. Die Abgeschlossenheit von der Verkehrswelt, die Unfruchtbarkeit des Landes, die Dürre und Trockenheit des sandigen und felsigen, zerrissenen und zerklüfteten Bodens und dann die Heftigkeit, mit welcher ein halbstündiger Gewitterregen niederstürzen und nicht nur alle hoffnungsvollen Gewächse mit einem Schlage zernichten, sondern den Grund und Boden buchstäblich unter den Füßen wegschwemmen kann, um hierauf wieder jede Wurzelfaser sechs bis acht Monate lang nach einem Tropfen Regen lechzen zu lassen, — das sind die Feinde, mit denen der Mensch dort im Kampfe liegt, denen gegenüber er sein Dasein mühsam erkämpfen muß. Und doch — wie kann auch in dieser Wüste das Menschenherz Gott dankbar werden!

Die Reise in's Hereroland mit Familie war also beschlossen. Die Arbeit des Einpackens mußte zum Teil in der Schlafstube vorgenommen werden und mit größerer Sorgfalt geschehen, wie einstens beim Umzug. Es bedurfte manchen Trittes, bis das Notwendigste aus Kisten und Kommode, aus Küche und Vorratskammer,

Schlaf- und Studierstube zusammengesucht war, bis die Fuhrleute gemietet, das Zug-, Milch- und Schlachtvieh bestellt war, bis alle die nötigen hölzernen, ledernen, blechernen und eisernen Werkzeuge und Geräte herbeigeholt und an den rechten Ort gebracht waren. Am meisten Sorge bereitete mir aber der altersschwache Wagen, der mit zerbrochener Axe im Schuppen stand. Zeitig genug wurde ein Baum gefällt und roh dafür zurecht geschnitten, dann blieb er wieder liegen zum Austrocknen. Ich hatte eben noch mehr zu thun als Wagenaxen zu bearbeiten. Ein brauner Mann, der früher am Kap Kabinettschreiner gewesen sein wollte, befand sich in der Nähe. Diesem übergab ich das betreffende Stück Holz, legte ihm die zerbrochene Axe als Muster vor Augen, sagte ihm genau, welche Stellung die Arme haben mußten, und begab mich wieder an's Packen. Als endlich die eisernen Schienen aufgezogen werden mußten und die Arbeit des Mannes mir zu Gesichte kam, sagte ich gleich: „G . . ., das geht schief." Die Arme waren anstatt abwärts aufwärts gerichtet. Wohl oder übel, — die Schienen wurden festgenietet, die Räder hineingesteckt, der Wagen in einander geschoben und geladen. Es war die höchste Zeit zur Abreise. Da trat ein neues Hindernis in den Weg.

Neun bis zehn Monate im Jahre läßt sich der Oub-Fluß, der an der Station vorbeifließt, trocknen Fußes durchfahren. Damals aber, als unsere Abreise unmittelbar bevorstand, schwoll er von Stunde zu Stunde mehr an. Im hohen Norden waren schwere Gewitterregen gefallen, die ihr leimiges Wasser an uns vorbeisandten. Alle drei Stunden ging Jemand hinunter, die Tiefe zu messen. War diese auch nicht so bedeutend, so war doch die Breite und die überaus starke Strömung in der Mitte besorgniserregend. Erst nachmittags 4 Uhr am 8. April durften wir's wagen, uns derselben zu nähern.

„Wirf Sorgen und Schmerz ins liebende Herz des mächtig dir helfenden Jesus" sang uns die nachfolgende Gemeinde. Nachdem alle Mannschaft sich der Länge des Fuhrwerks nach aufgestellt hatte, gings mutig in den Fluß hinein. Alle schrieen, schoben, halfen aus Leibeskräften. Trotzdem stockte es mehrmals. In der Mitte lief das Wasser schon stark über die Diehlen des Wagens herein, ja etliche Male meinte man, die Räder hätten den Boden verloren. Die Vorochsen kamen für kurze Momente ans Schwimmen, die anderen faßten aber wieder Grund und rührten sich prächtig. Meine Frau schloß die Augen und betete unaufhaltsam: „O Herr, hilf uns durch!" Und Gott half durch. Die Sonne ging gerade unter, als wir das jenseitige Ufer erklommen und der Wassergefahr glücklich entgangen waren. Wir atmeten auf, dankten Gott für seine Hilfe und entließen die wackeren Männer mit einem Geschenk an Tabak.

Die erste Nacht im Wagen verbrachten wir auf einer Höhe, welche den Fischfluß vom Leberfluß trennt. Erquicklich ist der Schlaf eben nicht gewesen, doch hofften wir, uns bald an die neue Lebensweise zu gewöhnen. — Hat man ein festes Reiseziel und knappe Zeit es zu erreichen, fallen auch noch Sonn- und Festtage in diese Zeit, dann heißt's: „Frisch vorwärts! Weiter und immer weiter!" Dann muß nicht nur am Tage, sondern auch bei Nacht gereist werden. Um so wonniger gestaltet sich dann der Ruhetag. Unser erster Ruhetag hieß damals Palmsonntag. Fern von allem Geräusch, durch nichts gebunden, in der heiligen Stille der Natur mit einer kleinen Reisegesellschaft Gottes Wort betrachten und Lieder singen dürfen, das war ein Genuß ohne Gleichen. Bis zur Wehmut selig wurde die Seele gestimmt, als wir der Lieben in der Heimat gedachten und wünschten, es möchte ihnen doch einmal ein Blick vergönnt sein in diese unsere Glückseligkeit am Sonntag auf der Reise in der Wüste. Inniger wie sonst empfindet man da jenes „Schäfers Sonntagslied":

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur . . .
Nur Stille nah und fern! Anbetend knie ich hier.
O süßes Grau'n! Geheimes Weh'n!
Als knieten viele ungeseh'n
Und beteten mit mir!
Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar, so feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich! —

Als wir am Abend weiterfuhren, da hatte sich eines jener kurzstündigen aber heftigen Herbstgewitter über uns zusammengezogen. Wir waren zuerst im Zweifel gewesen, ob wir es an unserm Standort abwarten sollten oder nicht; schließlich waren wir doch zugefahren. Bald wurden wir von einem sehr grellen Blitz und heftigen Donnerschlag erschreckt. Zu unserem Staunen gewahrten wir, wie der Blitz gerade dort eingeschlagen hatte, wo wir so vergnügt beisammen gesessen hatten. „Sind wir nicht wie durch ein Wunder Gottes bewahrt geblieben?" so frug eines das andere.

Durch viele mit Kalkstein besäte Rinnen und ausgewaschene Sturzbäche stiegen wir an demselben Abend auf eine Hochebene hinauf und übernachteten dort.

Am 11. April gelangten wir, ehe es dunkelte, über einen Seitenfluß des Gaikhaub, getrauten uns aber nicht, diesen Fluß selbst auch noch zu überschreiten. Wir waren froh, beim Wasser wieder ausspannen zu können. Gab es da auch keine Restauration, kein Gasthaus für uns, so gab es doch das süße Ausruhen für die müden Glieder beim schlichten Abendbrot, dazu den Genuß der jetzt so herrlich erfrischten Natur. Ja, es hat das Wandern in

dieser Zeit, wo es frühlingsmäßig ist trotz des Herbstes, gar manches Angenehme. Wenn Regen genügend gefallen, wenn die sonst kahlen Fluren in einen bunten Teppich gekleidet sind, die Mimosen*) in herrlichster, gelber Blüte prangen, und selbst die steinharten Akazien sich verjüngen und im Halbdunkel zwischen dem Tiefgrün der Umgebung vollmondartig hervorlugen, — wenn der sonst so lästige Staub niedergeschlagen ist, das Vieh überall Weide findet, Heimchen an versteckten Orten zirpen, die Webervögel in Scharen zwitschernd ihrem bienenkorbartigen Familienstaat zufliegen und die bunten Kakadu in den belaubten Bäumen schwatzen, ja dann ist's auch eine Lust, in der Wüste zu reisen. Es ist wenigstens viel angenehmer, wie daheim zwischen den vier Lehmwänden, wenn sie den aufgesogenen Regen wieder ausschwitzen, und der Modergeruch an tiefe, feuchte Keller erinnert.

Wie man aber in den heißen Tropenländern nicht ungestraft unter Palmen wandelt, so durften wir auch hier, dicht außerhalb des Wendekreises, nicht allzusehr des Lebens uns freuen. Dort zwischen den Flüßen haben Schwärme von Moskiten (Stechmücken) die ganze Nacht hindurch uns jämmerlich zerplagt. Fieberhaft erregt verließ ich am frühen Morgen den Wagen und verschaffte mir Bewegung. Nach eingenommenem Kaffee machten wir, daß wir fortkamen. Zuerst mußte aber die Furt über den Fluß genau untersucht werden. Sie war so ungünstig als möglich. Doch — viel Besinnen half nicht, man mußte hindurch. Zuerst gings mäßig in die Tiefe, auch war der Fluß weder breit noch strömend. Nahe am jenseitigen Ufer aber verloren die Ochsen den Grund, — gottlob nicht alle auf einmal. Siehe, die vordersten erstiegen schon den steilen Uferrand, der Wagen dringt nach; aber die Vorderräder drücken sich jetzt tief in den Schlamm hinein. Es galt noch einen frischen Ansatz, den Hinterwagen aus dem Wasser zu heben, — da schlitzt die Deichsel aus. Die Ochsen rennen davon, die Insassen des Wagens hängen den Kopf heraus und schauen die schöne Geschichte. Alles wurde komisch, verwickelt; man hatte zu thun, um wenigstens das Gemüt in säuberlicher Verfassung zu erhalten, als man nun im Morast herumstampfen, zimmern und schmieden mußte. Gegen Mittag waren wir glücklich aus dem Schlamm. Mit erleichtertem Herzen nahmen wir unsere Mahlzeit ein. Dort drüben über dem Fluß hatten wir gefrühstückt Wir waren fürwahr hübsch vorwärts gekommen zwischen dem Frühstück und dem Mittagessen! Wir trösteten uns aber mit dem Gedanken, daß es ja auch im hochgebildeten Europa, wo man mit Dampf fährt, gar oft Verspätungen giebt, ja Unglücksfälle noch ganz anderer Art, als der von uns überstandene.

*) Pflanzen, deren Blätter beim Berühren sich zusammenziehen.

Besser ging es in der folgenden Nacht, als wir den breiten aber flachen Blomfischfluß passierten. Uebrigens ließ uns das herumschwirrende Ungeziefer auch hier keine Ruhe. Bald nachdem wir von unserer Schlafstelle wieder aufgebrochen waren, holte uns ein Namab ein, dessen Herr, wahrscheinlich im Gefühl seiner Würde als „Werfthaupt", uns stille zu halten gebot. Ich ließ ihn wissen, dazu hätte ich durchaus keine Zeit, und fuhr zu.

Im Laufe desselben Vormittags erblickten meine Leute Straußvögel. Langsam ließ man den Wagen dahinschleichen. Die auffallende Ruhe dieser prächtigen Tiere verriet, daß sie noch wenig von Jägern belästigt worden waren. In einer Entfernung von 100 Schritt fiel ein Schuß hinter dem Wagen hervor, worauf einer der langbeinigen Vögel sich etlichemal im Kreise herumdrehte und dann liegen blieb. Federn und Fleisch überließ ich dem Aeltesten J., der ihn geschossen hatte, und seinem Schwiegersohne P., dem Treiber. Letzterer war ohnehin nicht zum Besten gelaunt. Warum? Ich hatte keine schwarze Hose für ihn mitgenommen, aus dem einfachen Grunde, weil ich keine übrige für ihn besaß. Das war in seinen Augen ein schreiendes Unrecht gewesen!

Uebrigens, — verachte niemand den Verstand solch eines Namab, er leistet in anderer Beziehung mehr, als ein Europäer sich träumen läßt! Sieht z. B. der Namab ein Häuflein Asche am Weg, blitzschnell ist die Frage da: Wer hat hier Feuer gemacht, am Feuer sich gewärmt, Essen bereitet oder bei demselben geschlafen? Auf alles das weiß ihm sein Verstand die richtige Antwort zu geben. Den Kopf nach unten gesenkt geht er eine Weile sinnend umher und weiß dann, ob's ein Buschmann oder ein Bergdamra, ein Herero oder Namab, ein Bastard oder weiße Leute gewesen, die sich hier aufhielten. Er weiß herauszufinden, obs ein Einzelner oder eine Gesellschaft war, ob sie landauf- oder landabwärts reisten. ob sie zu Fuß waren oder mit dem Wagen, auf Ochsen oder auf Pferden ritten, von weither kamen oder aus der Nähe waren, ob sie gestern, ob vor acht Tagen oder schon vor vier Wochen vorbeigingen. Selbst ein einäugiges Pferd, falls ein solches dabei gewesen, würde ihr Scharfsinn entdecken, auch genau die Windrichtung bestimmen können, die damals vorherrschte. Solches alles und noch gar viel mehr können die Naman einem genau sagen. Das Geheimnis ihres Scharfblicks erklärt sich so: „Das Angesicht der Erde" ist ihr Buch, worin sie von Kindheit an zu lesen lernen, während wir Europäer unsere Weisheit und Wissenschaft aus Büchern haben, die vor uns auf dem Tische liegen. Wie oft erregte irgend etwas da am Wege die Aufmerksamkeit unserer Begleiter, wenn z. B. die vorausgereisten Geschwister durch Zettel, die sie in den Dornbüschen aufhängten, von ihrem Ergehen uns benachrichtigten.



Straußeneiersammler.

Nicht fern vom Kalbfluß fanden wir einen Grabhügel und darauf ein roh gearbeitetes Kreuz. (Vier Jahre später wurde dasselbe durch einen Grabstein mit Inschrift ersetzt.) Hier haben die christlichen Krieger von Bersaba und Gibeon im Februar 1867 den seinen schweren Leiden erlegenen Bruder Vollmer zur Erde bestattet. Am Gründonnerstag knieten wir an dem Hügel nieder und hielten da unsere Morgenandacht. Den Karfreitag feierten wir am nördlichen Ufer des Flusses Tsomib. Niemand unter uns wußte genau, wie weit es noch nach Rehoboth sei; wir setzten deshalb am Abend die Reise fort, fuhren bis nachts 2 Uhr und erreichten am Sonnabend vor Ostern kurz vor Mittag das uns zunächst gesteckte Ziel, die Station Rehoboth, woselbst die Geschwister von Bersaba und Keetmanshoop sehnlichst unserer harrten.

Der Anblick, der hier sich uns darbot, war kein günstiger. Sechs Jahre schon stand die Station verlassen. An ein Bewohnen der zerfallenen Gebäude war nicht zu denken. Unter schattigen Bäumen hatten die Geschwister sich niedergelassen; wir machten's auch so. Das Ganze sah einem Zigeuner-Lager nicht unähnlich. Beinahe eine Woche schon hatten die Geschwister auf uns gewartet. Jetzt sollte es natürlich so bald als möglich wieder vorwärts gehen. So gab es denn für uns nur eine kurze Pause, und diese war mit Arbeit angefüllt. Vor allem schien es nötig, abermals für eine neue Achse unseres Wagens zu sorgen. So schritt ich denn unverzüglich mit Axt und Säge auf das parkähnliche Gehölz zu, fällte eine junge Giraffenakazie und bearbeitete sie bis zum späten Abend. Meine Frau verließ inzwischen zum erstenmal den Wagen; für unsere Kleinen hatte auch sie jetzt tüchtig zu schaffen. Nach unseren Mühen wurden wir durch ein Geschenk von Straußeneiern erfreut, welche Bruder Krönlein ungefähr in derselben Gegend gefunden hatte, wo uns jene Vögel begegnet waren.

Das liebe, heilige Osterfest gab uns Müden Ruhe und Erquickung für Leib und Seele. Gern hätte ich dann noch einen Tag verweilt, schon meiner Achse wegen. Auch sollten hier noch andere Missionsgeschwister zu uns stoßen, auf die man vergeblich bis jetzt gewartet hatte. Aber es ging vorwärts und ich durfte nicht abermals zurückbleiben. Drei Stunden mochten wir gefahren sein, als ein Mann uns nachgelaufen kam und meldete, daß Geschwister Heidmann nach Rehoboth gekommen seien und uns bäten, auf sie zu warten. Mit ihnen stellte auch der Kapitän Hermanus v. Wyk sich ein, somit waren wir nun schon eine ganz ansehnliche Karawane von 6 Gefährten, die einander folgten. So angenehm das einerseits ist, so hat es doch auf ungebahntem Wege auch wieder für die Einzelnen allerlei Schwierigkeiten, zumal für den, der mit kleinen Kindern reisen muß. Mit der Selbständigkeit, mit der

Freiheit, nach eigenem Belieben und Bedürfnis zu fahren, auszuspannen, zu rasten und wieder aufzubrechen, ist's dann vorbei. Das ist für die an Selbständigkeit so sehr gewöhnten Ochsentreiber ein schweres Stücklein. Aber auch unsere guten Frauen gerieten nicht selten in Verlegenheit. Da kam es vor, daß eine soeben Hülsenfrüchte in den Topf gethan, oder daß eine andere den Teig zu einem Topsbrot geknetet hatte, als schon das Horn zum Aufbruch geblasen wurde. Bei solcher Eile kann einem das Essen selbst verleidet werden. Und doch war dergleichen noch nicht das Schlimmste.

Es war des Abends und es dunkelte schon stark, da that die kranke Achse unseres Wagens nochmals einen Krach. Wir konnten nicht mehr weiter. Wie fatal jetzt! Bei Rehoboth wäre Wasser und lichter Tag gewesen zur Herstellung des zerbrochenen Gefährtes, nun gings in die Nacht hinein, und die Wasserfässer waren schon ziemlich leicht. Zum Besinnen war nicht viel Zeit. Die Familie wurde in den Sand gebettet, alles abgeladen, der Hinterwagen herausgenommen, die zerbrochene Achse bloßgelegt und beseitigt, die neue vollends zugerichtet und eingefügt, natürlich alles bei hochaufloderndem Feuer! — Mitternacht war längst vorbei, als wir soweit waren, daß man versuchen konnte, die einzelnen Teile wieder zum Ganzen in einander zu schieben. Dann wurde der Wagen neu bepackt und lief merkwürdiger Weise ohne eiserne Schienen auf dem stets steiniger werdenden Wege bis zur nächsten Station, die wir erst nach acht Tagen erreichten.

Die grasreichen Fluren, die wir jetzt unter dem Wendekreis durchreisten, sahen zuweilen aus wie Stoppelfelder. Sie waren weder abgemäht noch abgeweidet — Heuschrecken hatten hier gehaust und hausten noch. Unsere Wagen fuhren über dieselben hin wie über frisch gefallenen Schnee. Unzählige wurden allein von den Füßen der Ochsen zertreten und von den Rädern zermalmt. Dicht hinter denselben füllten sich dann die Geleise wieder blitzschnell. Bäume und Strauchwerk sahen aus wie Versteinerungen, doch voll Leben und Bewegung. Rund um uns her raschelte es wie fallender Hagel auf dem Laub der Buchenwälder. Schlug man mit der langen Ochsenpeitsche dazwischen, dann dauerte es nur einen Augenblick, und der Streifen war wieder erloschen. Auch in der Luft schwirrten diese Tiere durcheinander, daß wir eine halbe Stunde lang in ihrem Schatten dahinfuhren. Diese Landplage richtet oft für die Bewohner einen unberechenbaren Schaden an.

Bei Haris hatten wir eine interessante Begegnung mit dem Oberhäuptling der Naman, Jan Jonker, und seinem Verbündeten Kobus Boois. Jan Jonker, dieser berüchtigte Mann, erschien uns zu unserer Verwunderung in einem viel besseren Lichte, als wir vermuteten. Meinem früheren Schullehrer Samuel, der sich jetzt

in seinem Gefolge befand, war er in schwerer Gefahr der Ausplünderung als rettender Engel erschienen. Auch jetzt war er für das, was zu ihm gesprochen wurde, sehr zugänglich. Ja, er erbat sich sogar einen Missionar von uns; und da wir eben einen schlimmen Weg vor uns hatten, und unsere Wegweiser von Rehoboth uns verließen, gab er uns zwei seiner Leute mit, die uns als Führer dienen sollten.

In der That schlimm genug wurde jetzt der Weg. Am Sonnabend vor Quasimodogeniti mußte nicht weniger als 13mal der Hemmschuh eingelegt werden, so gebirgig war es in jenem Gebiet. Der Wagen von Bruder Schröder fiel dort einmal um. Mir zerbrach der evenaar*); ich war froh, daß es nicht die Vorderachse getroffen hatte. Aber etwas anderes noch war mir dort beschieden, was mir zeitlebens unvergeßlich bleiben wird. Mein Wagen war der erste im Zuge. Wir befanden uns gerade in einem ausgetrockneten Flußbette, das so sehr von Bäumen und Niederholz bewachsen und von Steinblöcken belegt war, daß selbst die Führer nicht mehr wußten, zu welchem Loche sie hinaus sollten. Da mußte mit Beil und Säge Luft gemacht werden. Ich half meinen Leuten nach Kräften. Vom Arbeiten ermüdet, reichte ich das Beil dem herzukommenden Knechte Bruder Krönleins und vergaß nicht, zu bemerken: „Stoß es erst fest, es ist lose." So rasch die Dornen ein Zurücktreten erlaubten, machte ich mich auf die Seite. Da, ehe ich's mich versah, schwirrte das Eisen auf mich zu und fuhr mir an den inneren Knöchel des rechten Fußes, so daß ich weder mehr gehen noch stehen konnte. Im Wagen liegend konnte ich es vor Schmerz nicht aushalten, weil das Bein stets hin und her geworfen wurde. Sitzend streckte ich es aus, hielt den verletzten Fuß mit beiden Händen und hob ihn in die Höhe, je nachdem die Stöße des Wagens es erforderten. Bei dieser nicht eben angenehmen Turnübung sehnte ich mich sehr lebhaft nach dem nächsten Ziel unserer Reise, doch dieses lag noch 1½ Tagereisen entfernt.

Eine Stunde nach diesem Vorfall vernahm man menschliche Stimmen. Gleich darauf fiel ein Schuß, der unsererseits erwidert wurde. Mit sauersüßem Gesicht reichte ich den entgegengekommenen Brüdern die Hand. Sie eilten vorbei, die andern zu begrüßen.

Noch einmal mußten wir im Wagen übernachten. Am Nachmittag des folgenden Tages aber (des 27. April) sahen wir endlich die Station Otjimbingue vor uns liegen. Unter dem Knattern von Freudenschüssen rückten die Wagen näher. Ich war aber jetzt

*) Eine quer hinter der Deichsel liegende Stange, welche mit der Achse verbunden als Treppe dient.



Christen von Otjimbingue.

nicht mehr vorne dran. Der Invalide bildete die Nachhut. — Das Schießen hörte auf; ein Posaunenchor ließ sich hören; wir stimmten mit ein:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen!"

Als alles vom Wagen gestiegen war, versuchte auch ich wieder Boden zu gewinnen. Ich wäre indessen, auf einem Bein stehend, von der Menge Menschen umgerissen worden, wenn ich nicht eine Stütze in Gestalt einer Krücke zur Hand gehabt hätte. Dem Eigentümer der Krücke hatte ich zu Hause in Gibeon scherzend zugerufen: „Was willst Du doch dieses Stück Möbel ins Hereroland mitschleppen? Sei froh, daß Du sie nicht mehr bedarfst, und laß sie hier liegen." „Wer weiß," war die Antwort, „ob man sie nicht noch einmal nötig haben wird." Nun war ich selbst herzlich froh, daß ich mit ihr umherhumpeln konnte. — Bis dahin hatte der Herr geholfen, ich wußte, er wird's auch weiter thun.

Die Verhandlungen nahmen die Zeit vom 2.—12. Mai in Anspruch. An der Konferenz nahmen sechs unter den Herero und sechs unter den Naman arbeitende Brüder teil, dazu fünf „Kolonistenbrüder" und neun für die Ovambo bestimmte Brüder aus Finnland.

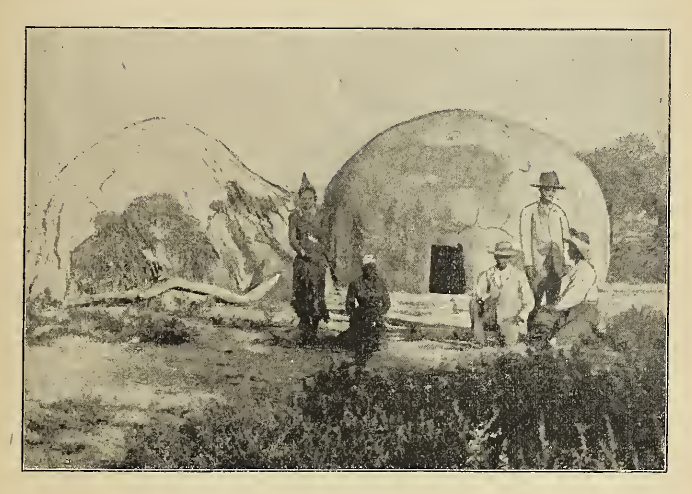
Das gemeinsame Vorgehen seitens der Missionare blieb nicht ohne Eindruck auf die Anführer der streitenden Parteien. Es dauerte nicht lange, so schritten auch sie zu ernstgemeinten Friedensverhandlungen.

Neben den ernsten Stunden hat es auch an heiteren nicht gefehlt. Wir hatten einmal sogar einen genußreichen musikalischen Abend, wobei die finnischen Brüder sich besonders verdienstlich machten. Eine gemeinschaftliche Feier des heiligen Abendmahls bildete den Schluß unserer Versammlungen.

Nun ging's der anderen Hauptstation zu. Am Sonnabend den 14. Mai langten wir zu Neubarmen an. Mit Schießen und brausendem Getöse wurden wir bewillkommt. Die Zugochsen wurden darüber so wild, daß man fürchtete, umgeworfen zu werden. Doch Gottes Auge hat über uns Wacht gehalten. Am Montag machten wir dem Häuptling einen Anstandsbesuch. Auf seinem Viehkraal empfing und traktierte er uns mit Omeira (einer sauren Milch). Uns Brüdern aus dem Süden fiel es entsetzlich schwer, das nie gewaschene Gefäß an den Mund zu setzen. Die Sitte verlangte es aber, mehr als einen kräftigen Zug daraus zu thun. Ganz anders ließen wir uns das Fleisch einer Kuh schmecken, das er unter uns verteilte, und das von unseren Frauen nach deutschem Geschmack zubereitet wurde.

Vier Tage später kamen wir in Okahandja, auf der Werft des Oberhäuptlings der Herero, an. Seine Majestät fanden wir

nicht zu Hause; sie war gerade beschäftigt, nach höchst ihrer Gewohnheit aus jedem Gefäße frischgemolkener Milch einen Schluck zu nehmen und sodann die kostbare Flüssigkeit dem allgemeinen Gebrauch zu übergeben. Inzwischen streiften wir an den Häusern seiner Frauen vorüber, deren wir mehr als ein Dutzend zählten, und warfen, so weit es anging, unsere wißbegierigen Blicke in das Innere derselben. Später machte uns Seine Majestät, Maharero, der Oberhäuptling, einen Gegenbesuch von kurzer Dauer. Auf den 19. Mai ward eine Versammlung mit ihm und seinem Gefolge



Hereropontok.

anberaumt. Wir Missionare nahmen ihm gegenüber Platz. Rund um uns her saßen Hunderte nackter und von Fett glänzender Gestalten, die mit ihren Assegaien (langen Speeren) bewaffnet waren, und hörten die Kraftsprache ihres obersten Herrn mit an. Wie nicht anders zu erwarten stand, kriegten die Namamissionare vorerst gehörig etwas zu schlucken. Hätte der eingebildete Häuptling gewußt, wie viel wir durch unsere Vermittlungen der Sache der Herero, oft zum Verdruß unserer eigenen Leute, genützt haben, dann hätte er den Mund gewiß nicht so voll genommen. Als der älteste aus dem Kreise seiner eigenen „Lehrer" ihm den Kopf ein wenig gewaschen hatte, wurde er artiger. Ja, er besaß so viel Manieren, daß er den anwesenden Missionaren zwei Rinder zum

Geschenk machte, während sein Sohn Willem mir noch ein Schaf als Zeichen seiner besonderen Gunst verehrte. Im Frieden ließ man uns dann weiter ziehen. — Kurz darnach trafen die den Frieden vermittelnden Häupter aus Großnamaland — mit Jan Jonker an der Spitze — ein und brachten das begonnene Werk zum Abschluß.*)

Unser nächstes Ziel, auf das wir zusteuerten, war Aigams. Tags darauf besahen wir die längst von Missionaren verlassene und zerfallene Station Windhuk, die von da an wieder aufgenommen werden sollte.

Am 25. Mai sagten wir Hereroland Lebewohl und wandten unsere Blicke wieder der Heimat zu. Den Tag über schien die Sonne immer noch heiß, die Nächte wurden aber in jener Gebirgswelt, wo sich mehr als 1300 Meter hohe Berge fanden, allmählich empfindlich kalt. Bis Haris fuhren wir auf fremdem Weg, auf dem die Reise auch nicht ohne Unfall vor sich gehen sollte. Der Fuhrmann hat es hier ohnehin schon schwerer als im Süden, weil das Niederholz dort dichter steht, und die Wege fortwährend Krümmungen machen, so daß er die Vorderochsen oft nicht mehr sieht, während er die an der Deichsel unablässig bald nach rechts, bald nach links steuern muß. Eines Mittags, als wir an einem grasreichen Orte ausgespannt hatten, fehlte nicht viel, daß das ganze Feld samt unseren Wagen in Brand geraten wäre. Der Pflanzenwuchs ist überhaupt im Norden üppiger, wenn auch das Gras durchaus nicht besser und nahrhafter ist als im Namaland. Die wilde Tabaksstaude schießt baumhoch auf, ebenso der mit seinen rötlichen Kernen zu verhängnisvollem Genuß so verlockende Ricinusstrauch. Auf einer jener Strecken hatte mein Wagen eines Tages wieder die Aufgabe, den kaum mehr kennbaren Weg zu bahnen. Da hatten wir einmal einen höchst schwierigen Weg. Aus einem Flußbette heraus ging's zu einer schiefen, sandigen Höhe hinan. Während nun die Ochsen von ihrem Leiter nach rechts herübergezogen wurden, wich der Hinterwagen im falschen Sande mehr in die Tiefe und legte sich nicht eben sanft auf die Seite in eine Pfütze hinein. Der kleine Johannes flog meiner Frau aus dem Arm, sein älteres Schwesterlein Auguste flog mit ihrer Wärterin zum Wagen hinaus. Mit ihnen ward auch die Mutter unter dem Bett und den Gerätschaften begraben. Als sie wieder ans Tageslicht gezogen waren, fand man keins der Gefallenen erheblich verletzt. Nur der Schrecken wirkte stark auf das Gemüt und steigerte die Zahnschmerzen, an denen meine Frau zuvor schon litt. Der Wagen, wieder auf seinen vier Rädern stehend, mußte jetzt

*) Leider nur auf zehn Jahre, wie sich später herausstellte.

aber in seinem oberen Teile mit Riemen zusammengebunden werden, damit die Decke nicht vollends uns auf den Kopf herabfiel.

„In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über uns Flügel gebreitet!"

Am Abend vor Himmelfahrt erreichten wir eine bedeutende Werft, bewohnt von Angehörigen des Stammes der „Bergdamra", die in Jonkers Machtbereich gehörten. Etliche junge Leute aus ihnen wären gern mit uns gegangen, fürchteten aber ihren gestrengen Herrn und kehrten, nachdem sie sich ordentlich satt bei uns gegessen hatten, wieder um. Wie merkwürdig muß es ihnen vorgekommen sein, als sie uns singen und beten hörten und „auf das Buch sprechen" sahen, wie die Naman das Lesen nennen. Welche Gedanken mögen sie bewegt haben, als sie den Namen des Herrn Jesu nennen hörten, der für alle Sünder gestorben, am dritten Tage von den Toten wieder auferstanden und dann gen Himmel gefahren ist, von wo aus er einst wiederkommen wird als Richter der Lebendigen und der Toten.

Zu Rehoboth wieder angelangt, hielten wir daselbst nur kurze Rast. Geschwister Heidmann mit ihren Begleitern zogen von da an auf einem anderen Wege. Nachdem wir uns von ihnen verabschiedet hatten, setzten wir so rasch als möglich die Reise fort. Wie hätte es uns nicht heimwärts treiben sollen! Wir Gibeoner waren die nächsten am Ziel. An Pfingsten, wenn möglich, wollten wir wieder zu Hause sein, es reichte aber nicht. Die Wasser der Flüsse waren im Verlauf von 5 bis 6 Wochen so sehr abgelaufen und in den Sand versunken, daß immer nur ein Teil der Ochsen mit viel Arbeit und Zeitverlust mit gegrabenem Wasser getränkt werden konnte. Nahe der Stelle, wo wir Palmsonntag gehalten hatten, feierten wir nun das liebe Pfingstfest. Die Herrlichkeit in Feld und Flur war schon ziemlich dahin. Die Tage waren kürzer geworden und die Sehnsucht, daheim zu sein, wurde immer stärker. Vier Stunden von Gibeon entfernt, trennten wir uns von unseren Reisegefährten, die von da an eine direkt südliche Richtung einhielten. Am 7. Juni endlich langten wir in unserem lieben Gibeon wieder an. Wir dankten Gott von Herzen für seine gnädige Bewahrung und Rettung aus so vielen Gefahren, in denen wir geschwebt. — Wie herrlich war es nur, im geräumigen Bette sich wieder recken und strecken zu können nach Belieben!

Ein herber Nachgeschmack sollte uns aber doch nicht erspart bleiben. Zu Windhuk hatte schon Bruder Schröder die Lungenseuche unter seinen Zugochsen entdeckt. Manchen derselben mußten die Reisegenossen trotz aller Vorsichtsmaßregeln preisgeben. Und nun brach noch unter den meinigen die Seuche aus, vier Wochen nach unserer Rückkehr! Von den 16 Ochsen, die mit auf der Reise waren, sind 12 der Seuche erlegen. Das war für mich ein großer

Verlust (von allein 800 Mark) abgesehen von allem Uebrigen, was diese Reise kostete. Gleichwohl hat es uns niemals gereut, dieselbe unternommen zu haben, schon deshalb nicht, weil sie ja der Sache des Reiches Gottes galt.

Kapitel 10.

Viehposten und Briefposten.

Gegen Ende der fünfziger Jahre versuchten es ältere Brüder, für die einzelnen Stationen gewisse Stiftungen zu begründen, aus denen in Zukunft die Missionare ihren Gehalt mehr und mehr gewinnen könnten. Mußten sie es doch als ihre Aufgabe erkennen, dahin zu wirken, daß ihre jungen Gemeinden nach und nach „auf eigenen Füßen zu stehen“ vermöchten. Überdies handelten sie eingedenk jenes Apostelwortes Röm. 15, 27: „Denn so die Heiden sind ihrer geistlichen Güter teilhaftig geworden, ist's auch billig, daß sie ihnen in leiblichen Gütern Dienst erweisen.“ Wie sollten sie aber zu ihrem Ziele kommen? Kollekten konnten sie natürlich nicht erheben, denn bares Geld ist ja den Naman so gut wie unbekannt. Den Getauften eine jährliche Abgabe auferlegen ging wieder nicht; solches würde ja von vornherein die Heiden abgeschreckt haben. Die Brüder begnügten sich daher mit einer einmaligen Abgabe eines Viehstückes von Seiten der in die Gemeinde Aufgenommenen. Ueber die auf solche Weise eingekommenen Tiere setzten sie einen Hirten, suchten durch Nachwuchs die Herde zu vergrößern und durch Verkauf der geeigneten Tiere allmählich höhere Renten zu gewinnen. Diese lebendigen Kapitalien sind die Viehposten. Es wurden solche späterhin auch für die Lehrer- und Schulbedürfnisse gegründet, ja selbst für die Armen und für kirchliche Zwecke. Gut ist diese Einrichtung gewiß. Wer aber die Kontrolle darüber hat, — und das ist der Missionar — der hat außer der Arbeit oft noch argen Verdruß.

Der erste Wächter eines solchen Viehpostens, gewöhnlich ein Herero, hat bei seiner Amtsübernahme schon für einen Unterhirten seines Volkes gesorgt. Und diesem folgt bald wieder ein Diener, natürlich nicht ohne Anhang. Das giebt allmählich eine ganze Kolonie, und alle wollen sie natürlich etwas dabei verdienen. Alle wollen sie ihren Jahreslohn in Vieh empfangen und nachzüchten, was dem Inspektor unmöglich gefallen kann, weil jeder der Hirten dem Seinigen mehr Sorgfalt zuwendet als dem Anvertrauten. Alle werden mit der Zeit Betrüger und Diebe, weil sie es nicht erwarten können, bis sie reicher sind als der Verwalter. Führen sie doch Jahr aus Jahr ein, oft Tagereisen weit im Felde draußen, ein freieres Leben als irgend ein Reichsgraf.

Hat man nun 3 bis 4 solcher Viehposten der Gemeinde unter seiner Aufsicht und muß mindestens zweimal im Jahre jedem derselben besonders nachgehen, einmal 6 Stunden nach Süden, ein andermal 10 Stunden nach Norden, dann wieder 15 Stunden nach Osten oder Westen, so giebt's immer feine Abwechslung.

Man sucht es gewöhnlich so einzurichten, daß man am frühen Morgen auf dem Viehposten eintrifft. Deshalb steigt man mitten in der Nacht oder auch schon abends zuvor zu Pferde. Ein vertrauter Mann, der als Zeuge dient, reitet mit. Ist man nach dem nächtlichen Ritt an Ort und Stelle angekommen, so findet man das gesamte Vieh versammelt, natürlich nach rechtzeitig vorausgegangener Anmeldung. Das Kleinvieh ist eingehegt, die Rinder liegen ohne Umzäunung ein wenig abseits. Mit einem Becher voll süßer, oder lieber saurer Milch stärkt man sich zur Arbeit. Auch die biederen Hirten bedürfen der Stärkung. Sie bekommen einen Brocken Tabak, dessen Rauch so schnell als möglich teils verschluckt, teils durch die Nase ausgeblasen wird. Ist das geschehen, so tritt der Missionar als Inspektor feierlich mit geöffnetem Taschenbuch vor das Gehege. Er befiehlt — da stellen sich zwei Wächter an der Pforte auf; ein dritter öffnet sie und geht hinein samt allen, die zugegen sind. Diese fangen nun und schieben oder jagen die Tiere eines nach dem anderen hinaus, nach Art, Alter und Geschlecht. Alles wird streng und ernst genommen, und Stück für Stück wird aufs genaueste verbucht: die Hammel, die Schafmütter, die Lämmer, die Ziegen, die Böcke, die Zicklein. An kräftiger Musik fehlt es dabei natürlich nicht; des Geplärrs und Gemäckers ist kein Ende; um den Ohren etwas Ruhe zu verschaffen, läßt man die Lämmer möglichst ihren Hunger stillen. — Jetzt kommen die Rinder an die Reihe. Etliche male schon sind sie aufgestanden und wollten davon laufen, wurden aber zur Ruhe gezwungen. Zwischen dem Inspektor und seinem Begleiter müssen sie alle hindurchmarschieren: die Kühe und Ochsen und halberwachsenen Rinder. Einzelne Durchgebrannte werden mit Mühe gesucht und herbeigebracht. Das Durchmarschieren zwischen den beiden ernst blickenden Männern ist ihnen nicht erspart. Zuletzt werden noch die Kälber gezählt und verbucht. Im langsamen Tempo wandern dann die beeste, ihrer Würde als Stiftungsvieh bewußt, hinaus ins Weidefeld.

Wer konnte es mir verdenken, wenn ich mich nach solchen Anstrengungen begierig nach dem Kaffeekesselchen umsah? Man lechzt nach einem Trank und greift, weil man das Wasser allein nicht trinken kann, eben zum Kaffee. Auch der Hunger hat sich eingestellt und kann jetzt befriedigt werden. Wie froh ist man ferner, sich jetzt den Staub aus Augen und Gesicht wischen zu können. Hat doch derselbe (der pulverisierte Mist) den Weg bis tief in die Kehle hinab gefunden und Husten verursacht. Er ist

die Ursache von so vielen Augen- und Lungenleiden unter den Eingeborenen. — Inzwischen ist es Mittag geworden. Gerne möchte man sich ein wenig der Ruhe und dem Schlaf überlassen. Aber das ist nicht möglich. Das Geschäft ist ja auch erst zur Hälfte vollendet. Zum andermal wird nun das Buch herausgezogen. Schweigend sehen die Hirten dem Inspektor zu, wie er hin und her blättert, mit sich selbst spricht (beim Zusammenzählen) und nach wiederholtem Vergleich mit früheren Zahlen Falten im Gesicht zieht, oder zufriedener dreinblickt. Sie wissen, wie verhängnisvoll das Buch für sie werden kann. Was sie veruntreut oder zu melden versäumt haben, — das stumme Notizbuch verrät es. Wie solches eigentlich zugeht und möglich ist, bringt sie ebenso zur Verwunderung, wie uns ihre außerordentliche Kenntnis der einzelnen Tiere nach deren Gestalt, Farbe und Größe in Staunen setzt. Ein Wächter, der auch nur ein Jahr lang eine Herde sorgsam gehütet hat, der weiß z. B. unter 500—1000 Schafen oder Ziegen, die von der Weide zurückkehren, ganz genau, nicht nur wie viele, sondern auch welche ihm fehlen. Was wäre solchen Leuten gegenüber der Inspektor ohne sein mit pünktlicher Genauigkeit geführtes Buch? Und trotz des Buches hat er noch Schwierigkeit über Schwierigkeit. Wenn er das Ergebnis seiner Zählung mit dem Resultat vergleicht, das vor 6 Monaten eingetragen wurde, dann stimmen selten, fast nie, die Ziffern. Der Wächter wird herbeigerufen und soll Auskunft geben. Um Antworten ist er nie verlegen. Da ist ein Tier vom Felsen gestürzt, dort hat eines das Bein gebrochen, andere hat der Schakal oder Panther weggeschleppt, wieder andere sind an Krankheiten verendet. Was ist wahr davon, was erdichtet? Man verlangt Beweise. Auch diese werden gebracht. Dem Inspektor wird ein Stöckchen gereicht, das zwei platt geschnittene messerartige Flächen und unten einen Griff hat. Auf den beiden Rückseiten sind Einschnitte, an denen man die Summe der Verluste abzählen kann. Oft aber macht dieser Erweis die Sache nur noch verwirrter. Der „weiße Mann“ will nun die Häute der gefallenen Tiere sehen. Klug wird er am Ende auch daraus nicht. Doch man ist der Wahrheit näher gerückt, und endlich muß ja doch die Kontrolle zum Abschluß kommen, sei es mit zufriedenem oder mit finsterem Gesicht.

Zum Dank für die ausgestandene Feuerprobe erhalten die Wächter wieder einen Brocken Tabak und warten dann noch auf den Jahreslohn. Je nach dem Befund der Herde hält sich der Inspektor an den verabredeten Lohn, zieht vielleicht auch ab, oder giebt ein Lämmchen hinzu. Das Verfahren der einzelnen Brüder ist hier verschieden. Die einen glauben besser wegzukommen, wenn sie ihre Hirten gut belohnen, andere sind weniger dafür. In jedem Falle ist es schwer, das Richtige zu treffen.

Bei einer Visitation im Frühjahr 1872 wurde ich gar nicht befriedigt. Zu Hause verglich ich die Zahlen nochmals und schüttelte den Kopf dazu. Ehe ich die Wächter darüber zur Rede stellen konnte, erschienen sie vor meinem Hause mit der Erklärung: „Wir wollen ziehen.“ *) „Das dürft Ihr,“ entgegnete ich ebenso bündig, „Ihr müßt aber das Vieh in meine Hände abgeben, sobald ich wieder hinkomme.“ — Als nun die vier schwarzen Herren hinter dem Hügel verschwunden waren, raffte ich so viele Zugochsen, als im Augenblick auf der Station zu finden waren, zusammen und setzte ihnen die Nacht hindurch nach. Ich fand sie schon nicht mehr an derselben Stelle, sondern mehrere Stunden weit ferner gerückt, an einem für Fuhrwerk schwer zugänglichen Orte. Mitgenommen hatte ich außer dem nötigen Wagenpersonal: einen Richter, zwei Aelteste und fünf jüngere Männer. Am Morgen waren wir nur noch durch einen Fluß von den Wächtern geschieden und gezwungen, diesseits auszuspannen. Wir hatten in Erfahrung gebracht, daß von diesen diebischen Gesellen schon eine Herde Vieh vorausgetrieben und in Sicherheit gebracht sei. Ohne Säumen sandte ich die fünf Männer aus, welche nach derselben fahnden und sie zurückbringen sollten. Eine sodann angestellte Untersuchung des vorhandenen Viehes bestätigte den Raub. Rasch einigte ich mich nun mit den bei mir zurückgebliebenen „Alten“ über unser weiteres Verfahren. Ich rief die verantwortlichen Hirten herbei. Ich drang in sie, ein offenes Geständnis ihrer Dieberei abzulegen, widrigenfalls ich die entfernte Herde als die meinige betrachten würde. Das half; der eine bekannte, der andere bekannte, bis auf diese Weise der Raub von 14 erwachsenen Tieren eingestanden war. Jedenfalls waren es aber noch mehr, die veruntreut worden sind. Wir trieben nun die Herden über den Fluß, und als dies geschehen war, siehe, da kam auch die entfernte Herde mit unsern fünf Männern an. Sogleich ließ ich die 14 Stück herausnehmen, belohnte die Männer und war froh, mit einem blauen Auge davon gekommen zu sein.

Soweit verlief alles ruhig. Nun aber gab's erst noch die größte Schwierigkeit. Es galt die über den Fluß herübergetriebenen Herden auseinander zu halten. Nur mit der größten Mühe ließ sich das am Tage bewerkstelligen. Für die Nacht mußten sie, jede für sich, eingefriedigt werden. Wir brauchten ein Beil, um Dornsträucher zu hauen. Einst hatte ich den Hirten eines geliehen. Es war verloren; sie besaßen aber ein eigenes. Werden sie es uns leihen? Ich wandte mich selbst an einen unter ihnen, und er verweigerte es nicht. Als aber einer meiner Männer es in Empfang nehmen wollte, kriegte er es doch nicht. Er wollte es dem Hirten entreißen, dieser aber hielt es fest. Als sich die schneidende Waffe

*) Zu unserer Nation — in unser Land auswandern.

über den Köpfen der zwei herumdrehte, sprang ich dazwischen und forderte es mit befehlendem Wort. Dem Blutvergießen war vorgebeugt. Uebrigens fehlte nicht mehr viel, und die indessen von allen Seiten zusammengelaufenen Herero-Hirten wären mit ihren Assegaien (Wurfspeeren) auf uns zugestürzt, was ich im Augenblick nicht einmal beachtet hatte; meine Leute bezeugten es aber fest.

Wir hatten bis in die späte Nacht hinein vollauf zu thun. Erst gegen 9 Uhr abends lagen die Tiere gesondert zwischen der Dorneinfassung und wir konnten nun auch daran denken, das vereinigte Mittag- und Abendessen einzunehmen. Für die Nacht wurden Wachen ausgestellt, doch hat keiner gut geschlafen. Den Hirten die Hand beim Scheiden verweigernd, brachen wir am andern Morgen so zeitig als möglich auf. Das Vieh trieben wir der Station zu. Gerettet war es, was aber nun weiter zu thun sei, wußte ich im Augenblick selbst nicht. Ich sann hin und her und blieb schließlich bei dem Gedanken: Nun probierst Du es einmal mit Deinen eigenen Leuten. Uebernehmen sie es, dann haben sie Arbeit, haben Verdienst, ihre Familien den Genuß der Milch samt dem, was sonst dabei abfällt. Wer sich bewährt, soll für seine Treue belohnt werden, wer nicht, dem wirds eben wieder abgenommen. Es waren nicht die ärmsten, sondern besser gestellte Leute, welche die Herden übernahmen, und zwar 10 an der Zahl. Sie waren mir alle einzeln verantwortlich, um ihre Unterhirten kümmerte ich mich nicht. Sie erhielten den Zehnten des Nachwuchses und hatten das ganze Jahr hindurch die Nutznießung der Herden. Mit dieser Anordnung war mehr gewonnen, als es zuerst den Anschein hatte. Auch der Gemeinde und dem Presbyterium konnte ich jetzt manches von der Last übertragen, die seither fast allein auf den Schultern des Missionars gelegen war. Doch durfte derselbe es nie an Umsicht und Pflege fehlen lassen, wenn der Zweck mehr und mehr erreicht werden sollte: Selbstunterhalt des Missionars und seiner Gehilfen in Kirche und Schule.

Wie die Viehposten so machen auch die Briefposten dem Missionar nicht wenig zu schaffen. Es sei hier einiges davon erzählt.

„Briefpost", — welch eine Einrichtung ist das in Europa! Welch eine Summe von Wohlthaten schließt sie in sich für alle Stände und Schichten der Bevölkerung! Eine 20-Pfennigmarke, ein paar Schritte bis zum nächsten Briefkasten — und die Gedanken finden ihren Weg um die halbe Welt herum. Dabei steht schon einem biedern Namab der Verstand still, ohne daß man ihm etwas sagt von unserem Telegraphen. Im Großnamalande gehts eben ein wenig umständlicher, kostspieliger und langweiliger her, ja — und wie?!

In den fünfziger und sechsziger Jahren hatten die drei ältesten Namastationen ihre Briefe einen Weg von 60 bis 120 Stunden weit bis auf das nächste englische Postamt zu senden. Sie thaten das im günstigen Fall mit einer sogenannten Gelegenheit, wenn nämlich ein Händler ans Kap reiste. Ein extra gesandter Bote kam auf mindestens 20—40 Mark zu stehen. Im Jahre 1867 jedoch wurde es etwas bequemer. Es wurde eine zweimonatliche Missionspost eingerichtet. Dieselbe erstreckte sich auf die Stationen Steinkopf, Warmbad und Keetmanshoop. Die auf dieser Strecke sich ergebenden Kosten wurden anfänglich von der Missionskasse und den Brüdern getragen. Als die Händler auch davon



Briefboten.

Gebrauch machten, wurden sie natürlich auch zur Teilnahme an den Kosten beigezogen. Wir Missionare auf den anderen Stationen mußten indessen nach wie vor unsere Briefschaften nach Keetmanshoop auf eigene Rechnung senden. Was an Beisteuern der Händler in unsere Hände kam, stellten wir pflichtschuldigst dem Hauptpostamt zur Verfügung. Das einzig Angenehme für uns war dies, daß wir nun doch alle zwei Monate etwas schicken und wiederum etwas erwarten konnten. Mit welcher Spannung und Sehnsucht sahen wir meist dem Eintreffen dieser Post entgegen! — Immerhin war sie schon eine ganz nette Einrichtung für das endlose Gebiet der

Wüste. In Keetmanshoop liefen die Fäden zusammen. Von jeder Station traf dort ein versiegeltes Packet ein, das so ein paar Dutzend Briefe enthielt. Diese wanderten da alle in ein gemeinsames „Postfelleisen". Irgend ein brauner Biedermann tritt nun an, es ist der für den weiteren Gang gemietete südafrikanische Postillon. Würdevoll schnallt er das Postfelleisen auf den bereitgehaltenen Packochsen, fügt die Hälfte eines geschlachteten Schafes hinzu, steckt die ihm verabreichte, nötige Portion Kaffee, Tabak samt Feuerzeug in die Tasche und fort wandert er, also ausgerüstet, dem Süden zu. Wird er müde, dann setzt er sich auf den mitlaufenden Tragochsen; kriegt er Hunger oder Schlaf, will er trinken, oder soll der Ochse weiden, dann weiß er den passenden Ort gar wohl zu wählen. So legt er 60 Stunden weit zurück bis Warmbad; dort legt der betreffende Bruder ein neues Päckchen ins Felleisen, während er so ein halb Dutzend Briefe für sich herausnimmt. Dann versieht er den Boten aufs neue mit der unvermeidlichen „Kost" und schickt ihn weiter, über den Großfluß nach Steinkopf.

Hier ist unser Postillon am Ziel. Im Postzimmer des Missionars zu Steinkopf werden nun die Packete geöffnet, die Briefe auf Rechnung der Absender mit Marken versehen, abgestempelt und nach Kapstadt spediert. Sobald dann die Wochenpost vom Kap her eingetroffen ist, werden die seit zwei Monaten angesammelten Briefe sortiert, zusammengeschlossen und das Felleisen mit ihnen wieder vollgestopft, auch der „Reservesack" mit deutschen und englischen Zeitungen wird zugeschnürt, aufgepackt und der „Postmann" mit seiner neuen Ladung wieder zurückgeschickt. Nach 4 bis 5 Wochen langt er wieder zu Keetmanshoop an und kann ausruhen.

In der That, nicht geringe Mühe macht die Ausrüstung der Boten schon auf den drei südlichen Stationen, noch viel mehr aber auf den nördlicher gelegenen Plätzen.

Die Last wuchs in demselben Maße, als die Zahl der Stationen sich mehrte und die Zahl der Händler im Lande größer wurde. So hatte ich z. B. zu Gibeon jährlich sechsmal einen Boten nach Bersaba zu mieten, zu beköstigen und zu bezahlen und eben so oft einen andern von Bersaba zu empfangen, zu bewirten und lange Zeit zu belohnen. Aber auch nach Norden erstreckte sich in gleicher Weise der Postverkehr, nach Hoachanas, Rehoboth und Grootfontein, Strecken von 40 bis 60 Stunden. Nehme ich hinzu wie oft auch die Händler, besonders im Osten, ihre Boten sandten, oder ich ihnen welche zuzustellen hatte, dann kommt durchschnittlich auf jede Woche im Jahre mindestens einmal ein Empfang oder eine Abfertigung.

Daß der Bote oft in einem bedauernswerten Zustande ankommt, läßt sich leicht denken. An demselben Tage umkehren kann der Regel nach keiner. Nicht selten aber geschieht es, daß von

großer Entfernung her zwei, ja auch drei auf einmal fußweh und lendenlahm anrücken und tagelang der Ruhe und Beköstigung bedürfen. In meiner Abwesenheit geschah es einst, daß ein Rehobother Bote die Post aus Hereroland zu Pferd herbeibrachte. Auf dem scharfen Gestein war das Pferd hinkend geworden und hatte mit knapper Not die Station erreicht. Der gute Mann wußte nun keinen andern Rat, als so lange in Gibeon zu verweilen, bis der Huf des Pferdes wieder geheilt sei. Der Missionarsfrau wollte das freilich nicht recht einleuchten. Man suchte nach einem Hufeisen in der Werkstätte, schlug es dem Pferde unter und entließ so den Boten, nachdem er sich mehrere Tage aufgehalten hatte.

Die zurückkehrenden Boten müssen je nach der Entfernung des Weges 10, ja 20 bis 30 Pfund Fleisch mitbekommen, abgesehen von den anderen Zugaben: Tabak, Schuhsohlen, Streichhölzer und dergl. Als eigentlichen Lohn empfängt der Briefträger für eine Strecke von 20 Stunden ein baumwollenes Hemd oder dessen Wert in einem andern Tauschartikel. Die Post kam mich im letzten Jahre auf ungefähr 400 Mark zu stehen ohne den durch sie verursachten Zeitverlust. —

Ach wie sehr empfindet man in der Wüste diese Schwerfälligkeit des Verkehrs! Einst wollten wir unsere bevorstehende Abreise unserem Nachbar, dem Bruder Heider, melden und sandten zu diesem Zwecke einen Boten mit Briefen nach Hoachanas. Als wir ihn am Ziele wähnten, trat er mit den Briefen wieder zur Thüre herein und bat um Medizin, da er krank geworden sei. Er wurde genährt und gepflegt, bis er wieder hergestellt war. So lange durften die Briefe aber nicht liegen bleiben. Es mußte ein anderer Mann aufgetrieben werden. Dieser wollte aber ohne einen Begleiter nicht gehen. Zu den verabreichten 14 Kilogramm Fleisch verlangte der Mann auch noch mein Gewehr, Pulver und Blei, Leder zu ein paar Schuhen, die er sich unterwegs machen wollte, und anderes mehr. Ich willfahrte ihm auch, das Gewehr erhielt er aber natürlich nur leihweise. Als nun die zwei Briefträger am fünften Tage in Hoachanas eintrafen, siehe da kam ein Bote von eben dorther bei uns zur Thüre herein, welcher Nachricht von unserem Ergehen und Bestimmtes über umlaufende Gerüchte heimbringen sollte. Wir behielten den Mann so lange bei uns, bis unsere zwei Boten wieder zurückkamen, um neue Fragen gleich wieder beantworten zu können.

Ein anderes Mal geschah es, daß zwei Boten von Bethanien abgesandt wurden mit einem Briefpacket, das für den Süden bestimmt war. Diese Boten hätten nach Keetmanshop kommen sollen, dafür kamen sie in fast entgegengesetzter Richtung zu mir nach Gibeon. Ich brachte sie nun auf die richtige Fährte, aber auf dem Wege von Keetmanshop nach Warmbad liefen die Briefe noch einmal dermaßen

in der Irre umher, daß sie $^3/_4$ Jahre nach der Absendung dem inzwischen nach Stellenbosch übergesiedelten Absender zuerst wieder in die Hände liefen. Von dort aus mußten sie teilweise wieder in die Wüste hineingesendet werden, wo ich meinen Anteil genau 12 Monate nach der Absendung endlich auch erhielt. Der Inhalt war für mich so bedeutend, daß, wenn ich jenen Brief rechtzeitig bekommen hätte, mein Lebensweg eine ganz andere Wendung von dort angenommen hätte. Von so großer Wichtigkeit können Irrungen, und oft kleine Ungenauigkeiten oder Mißverständnisse werden! Welche Rolle die scheinbar nichts bedeutenden Kleinigkeiten in dem Haushalt unseres großen Gottes spielen, wer kann das ermessen! Welcher Sterbliche sieht in diese himmlische Mechanik mit ihren unnennbar vielen, ineinander greifenden Fäden hinein und könnte auch nur einen herausnehmen, der nicht von dem dreieinigen, herrlichen Gott vorhergesehen wäre! Ja auch die Irrfahrten eines Briefes stehen unter des Ewigen Leitung.

Kapitel 11.

Uebernachtet im Schirm.

Diese Ueberschrift mag in deutschen Ohren ebenso eigentümlich klingen, wie den Naman der Ausdruck: „Ich wohne im Löwen." Wie gefährlich es ist, neben dem Wüstenkönig wohnen zu sollen, wissen die Eingeborenen wohl, aber in ihm sich aufzuhalten ist ihnen unbegreiflich. Wiederum weiß in Deutschland jedes Kind, was ein Schirm ist, und wird höchstens zugestehen, daß man nötigenfalls unter ihm, nimmermehr aber in ihm übernachten kann. Eine genügende Aufklärung indessen wird die nachfolgende Erzählung geben. —

Mein Missionsberuf führte mich eines Tages im November gen Norden dem Flusse entlang, zu einem kranken Gliede meiner Gemeinde, das 10 Stunden entfernt dem Tode nahe darnieder lag. Nachdem ich einen vollen Tag auf das erst zu suchende Pferd geharrt hatte, brach ich nachmittags 4 Uhr, begleitet von dem Schullehrer Hendrik, auf und ritt davon. — Seltsamer Weise überzog sich der Himmel mit Wolken, was uns erwünscht war, denn der Schatten ist doch im Sommer etwas Angenehmeres als der Sonnenbrand. Dagegen mußten wir den Gedanken, in jener Nacht das Ziel noch zu erreichen, aufgeben. Der Weg führte uns zumeist an dem dicht mit Bäumen bestandenen Flußbette aufwärts, und die kalten Seewolken gestatteten dem abnehmenden Monde den Durchblick nicht. Das Geleise eines vorangegangenen Wagens ließ sich vom Sattel herunter nur mühsam erkennen.

Endlich fing es auch noch an zu regnen. Wir waren genötigt, abzusteigen, und suchten unter den Dorn- und Giraffenakazien Schutz. Als der Regen ein wenig nachgelassen hatte, meinten wir in der Ferne menschliche Stimmen zu vernehmen. Wir ritten darauf zu und wurden zunächst von einem halben Dutzend Hunde empfangen, die uns entgegenstürzten, als wollten sie uns zerreißen. An einer Herde unruhiger und blökender Schafe vorbei drangen wir bis zu den Wachtfeuern vor und stiegen ab. Wir waren angelangt vor dem **Schirm** und sahen uns denselben erst ein wenig an.

„Wo sind die großen Menschen?“ fragte ich einen untersetzten Buschmann. „Nicht da“ lautete die Antwort. Offenbar hatten wir es nicht mit dem Besitzer des Viehes, sondern nur mit dessen Dienern, den Wächtern, zu thun. — In der dunklen, regnerischen Nacht war es unmöglich, weiter zwischen dem Dorngestrüpp und den Hochstämmen hindurch uns einen Weg zu bahnen. Die Pferde standen zuweilen auf dem hohen Rand des angeschwemmten und zerrissenen Flußufers, und wir waren jeden Augenblick in Gefahr, samt ihnen in die Tiefe zu stürzen. So entschlossen wir uns denn, lieber hier die Nacht zu verbringen. Es galt nun, sich nach einem Nachtlager umzusehen. Am liebsten hätten wir uns unter den Bäumen niedergelegt, des Regens wegen war es aber doch ratsamer, die Wohnung einer der Buschmannsfamilien aufzusuchen. Da wir nicht auf Anstand und freundliches Entgegenkommen rechnen durften, verlangte ich einfach, ohne viel Komplimente, man solle die beste von ihren schlechten Hütten für die Nacht uns einräumen, was denn auch geschah.

Will man sich von einer solchen Wohnung, Schirm genannt, einen Begriff machen, dann denke man sich zunächst einen armdicken Pfahl, nicht ganz zwei Meter lang, der senkrecht in den Boden gepflanzt ist. Um ihn herum ist in einer Entfernung von $1\frac{1}{2}$ Meter ein Kreis gezogen und von diesem aus sind lange Rindenstücke vom Dornbaum gegen die Spitze des Pfahls angelehnt. Ueber denselben liegt grobes Stechgras und dergleichen. In der Regenzeit werden nasse Kuhmistfladen drauf gestrichen. Sind diese getrocknet, dann ist der Schirm auf Monate hinaus fertig. Unsere Wohnung entbehrte jedoch dieses Ueberzugs, weil sie einem Buschmann und nicht einem Herero zugehörte. Auf der Ostseite ist eine zum Aus- und Eingehen bequeme Oeffnung gelassen. Sobald man eingetreten ist, muß man sich niedersetzen, wenn man den Kopf nicht anstoßen und die Augen nicht voll Rauch bekommen will. Ein Stühlchen zum Sitzen sucht man indessen vergebens. Man läßt sich auf irgend einem der daliegenden Ziegenfelle nieder, die von langem Gebrauch die Haare verloren haben. In einer Ecke fanden wir eine Hand voll trocknen Grases, der Farbe nach dem

Haferstroh nicht unähnlich, auf das wir, der größeren Reinlichkeit wegen, uns niederließen. Im Hintergrund stand ein hölzernes Milchgefäß auf dem Boden, über das ein Lappen von sehr zweifelhafter Reinheit gebunden war. Dieser sollte weniger die Milch vor Sand und Staub, als die in Menge herumschwirrenden Fliegen vor dem Ertrinken bewahren, denn Fliegen in der Milch sind der gesamten „roten Nation“ ein Greuel. Das Buschmannsweib, kaum mit einem Fetzen bekleidet, that nicht ganz ohne Ordnungssinn ein Uebriges, schüttelte vor unseren Augen die Felle ordentlich aus, natürlich innerhalb des Hauses, und breitete sie da wieder aus, wohin Staub und Unrat sich soeben niedersenkten. Das Lager war fertig; wir konnten mit Sattelzeug in den Schirm einziehen.

Auf weitere Weisung hin wurde nun ein Feuer angeschürt, und ein Topf mit zwei eisernen Beinen darüber gesetzt. Ein passender Stein ersetzte das eine fehlende Bein. Unterdessen holte ein anderer dienstbarer Geist Wasser aus einem Graben, welcher seit den Gewitterregen des April als Tränke für das Vieh, als Schöpf-, Wasch- und Badeplatz für die Menschen gedient hatte. Nachdem das Wasser gekocht hatte, schöpfte mein Begleiter es vorsichtig, um den Bodensatz nicht aufzuwühlen, in unser Blechkesselchen, in dem eine „Prise“ Theeblätter lag, setzte es nochmal auf die Kohlen und stellte auf diese Weise einen Trank her, den von weißen Menschen wohl nur wenige zu trinken vermögen. — Auf den Wink: „Deië matere!“ brachte das Weib das Milchgefäß herbei, stellte auch einen Blechbecher ohne Henkel und voller Beulen zur Verfügung und sah uns zu, wie wir die Dinge angriffen. Diesen Becher ließ ich indessen stehen, da ich gesehen, womit er zuvor gereinigt worden war, und goß die Milch direkt in meinen Theebecher. Sobald dieser einmal geleert war, verspürte ich keinen Durst weiter. Ich überließ den Thee unserem Hauswirt und trank mit mehr Lust die köstliche Kuhmilch.

Die Mahlzeit war beendet, zum Niederlegen war es noch Zeit genug um Mitternacht; was inzwischen thun? Ein Prediger des Evangeliums unter den Heiden, der Seelen für den Herrn Jesum zu werben sucht, nimmt die Leute, wo und wie er sie findet. Eine lange Predigt wäre hier nicht am Platze gewesen. Nicht einmal zum Singen brachten wir's, aber doch zu einem Gespräch mit den Viehwächtern, die draußen vor dem Schirm auf dem feuchten Boden kauerten. Was oder wie viel sie von dem, was not thut, behalten oder nur begriffen haben, weiß ich nicht. Völlig neu war ihnen der Inhalt meiner Worte nicht; sie gingen jedesmal in die Kirche, wenn sie auf die Station kämen, sagten sie. Mit einem Gebet schloß ich die Andacht mit den Buschmännern im Schirm.

Endlich wurde es Zeit zum Schlafen. Ich rückte den Sattel zurecht, der als Kopfkissen dienen sollte, breitete das „Sattelkleidchen" unter mir aus und wickelte mich in meine Wolldecke ein. Mein Begleiter hatte kein derartiges Bettzeug mitgenommen, er zog deshalb seine Jacke aus und bedeckte sich mit derselben. So lag ich denn —, geschlafen aber habe ich nicht. Thaten mir die Knochen auf der einen Seite wehe, dann versuchte ich es auf der andern. Auf dem Rücken liegen ging nicht gut, weil die Regentropfen in's Gesicht fielen. — Gegen unsere Erwartung kroch die Buschmannsfamilie, bestehend aus Mann, Weib und zwei Kindern, neben uns auch unter ihr Karoß.*) Die Naman würden so etwas nicht leicht thun, sondern sich beim Nachbar Unterkommen suchen.

An Ruhe war ebensowenig zu denken wie an Schlaf. Bald schrie das eine Kind, bald das andere. — Vor der Rindenwand draußen lag ein Rudel junger Hunde, die oft greulich durcheinander heulten. Schwiegen sie, dann krochen sie durch die Ritzen herein und suchten die Felle einem unter dem Leibe wegzuzerren, oder sie schleppten die Stiefel, die am Kopfende des Lagers standen, hinweg. Kam ich ihnen dann mit der Reitgerte zu nahe, um ihnen das Handwerk zu legen, so war es vor Geheul fast nicht zum Aushalten. Wie oft die Mutter dieser Rotte zur offenen Pforte hereinkam und nach Nahrung schnupperte, weiß ich nicht zu sagen. Zu den Füßen rauchte das feuchte Holz, das von Zeit zu Zeit von dem Buschmann wieder in Flammen geblasen wurde. Rund um die Hütten her meckerten Schafe und Ziegen des Regens wegen die ganze Nacht hindurch. Auf unserer Rückseite stand ein Kalb an einen Pfahl gebunden. Die Ernährerin desselben, voll von Unruhe, lief unabläſſig murrend um den Schirm herum und mußte bei jedem Gang über einen dicken Baumstamm wegspringen, der vor der Pforte lag.

Noch manches ließe sich zu diesem Bilde hinzufügen, z. B., daß Gesicht und Hände von Stichen der Moskiten dick angeschwollen waren, von anderem Ungeziefer nicht zu reden. — Als der Tag graute, ging Hendrik den Spuren der Pferde nach. Ich packte inzwischen meine Siebenfachen zusammen und war froh, als wir, ohne gefrühstückt zu haben, davon trappen konnten. Nach einer Stunde Reitens erreichten wir die Werft von jungen christlichen Eheleuten, die von mir getauft und getraut worden waren. Bei ihnen war das Frühstück ein anderer Genuß, als das Abendbrot von gestern. Sie wohnten hier nur vorübergehend ebenfalls in einem „Schirm", bis der erste Gewitterregen gefallen war, dann kehrten sie auf die Station zurück, wo sie ein geräumiges Mattenhaus besaßen. Ihr Schirm sah aber auch viel wohnlicher aus, als bei den Buschleuten. — Von dort hatten wir noch drei Gehstunden

*) Pelzmantel aus Schaffellen zusammengenäht.

abzureiten. Gegen Mittag wollten wir das Ziel erreichen. Der Weg wurde aber immer steiniger, so daß wir nur im Schritt vorwärts kamen. Ein kurzer, kalter Regenschauer begleitete uns zuletzt. Auf der einen Seite gänzlich durchnäßt, stiegen wir endlich vor dem Hause des Aeltesten Jan ab und wärmten und trockneten uns zu allererst, ehe wir eingehender mit jemand sprechen konnten.

Ein wenig in Ordnung und Fassung gekommen, wandte ich mich der Kranken zu, die auf einem harten Felle am Boden liegend, ihren Oberkörper an die Brust einer Pflegerin anlehnte. Sie kannte ihren Seelsorger noch, konnte sich aber nur schwer verständlich machen. Mein Kommen hatte sie sichtlich beruhigt. Ich redete nur wenig zu ihr, weil ihr Gehör fast ganz geschwunden war, betete aber um so wärmer an ihrem Krankenlager für sie und befahl ihre Seele unserem Heiland Jesus Christus. — In demselben Hause lag noch ein Jüngling am Fieber danieder, dem ich Medizin reichte, und halb im Verborgenen saß ein älterer Knabe am Feuer, der Blutschwären hatte. Ein Mann mit einer durchhöhlten Hornspitze sog das giftige Blut auf und entfernte es. Mitten im Regen besuchte ich noch andere Kranke des Dörfleins und lud die Gesunden zu einer Ansprache im Absteigequartier ein. Nach beendigtem Dienst war es Zeit, wieder etwas zu genießen. Ueber dem Feueranblasen verging aber eine Viertelstunde. „Lieben Leute, das Holz ist zu naß und kann nicht brennen; ich muß weiter und kann's ohne Essen noch aushalten," erklärte ich dem diensteifrigen weiblichen Geschlecht des Hauses und rüstete mich zur Umkehr. Eben kamen auch die Pferde den steinigen Hügel herunter, ein seltenes Glück, wenn man sie haben will.

Zwei Stunden von da entfernt ist das Dörflein Girichas, wo ich auf dem Heimweg auch noch eine Ansprache zu halten gedachte. Der Regen hatte nachgelassen, in der halben Zeit war der Ort erreicht. Hier brannte bald ein lustiges Feuer, Wasser zum Thee war rasch gekocht. Ein Butterbrot, wofür meine liebe Frau gesorgt, schmeckte prächtig dazu. Dann wartete ich meines Amtes.

Als ich im Begriff war, wieder aufzubrechen, zeigte mir ein alter Mann, der blinde Franz, einen Brocken Holz, der von der Wurzel einer Tabakstaude stammte. „Sieh, Lehrer," sagte er zu mir, „dieses muß ich rauchen, weil ich nichts Besseres habe." Mitleidsvoll tauschte ich diese Rarität gegen einen Brocken amerikanischen Tabaks ein, den man stets als Kleingeld mit sich führen muß, und verabschiedete mich auch dann von diesen Leuten. Unterwegs gönnten wir den Pferden eine Stunde Zeit zum Fressen und erreichten abends 9 Uhr die Wohnung der „Königinwitwe" Elisabeth, die eine treue Christin und eine fleißige Bibelleserin war. Sie lud uns zur Nachtruhe ein, was wir gerne annahmen. Morgens 8 Uhr

des dritten Tages waren wir wieder zu Hause und konnten uns pflegen. Wie vergnügt konnte ich zurückblicken auf diesen Ritt in's Außenfeld und besonders auf das „Uebernachten im Schirm".

Kapitel 12.

Der invalide Ochsenwagen.

Nicht nur eine feststehende Wohnung muß der Nama-Missionar haben, die er sich groß oder klein, wie es die vorhandenen Mittel und Kräfte gestatten, auf seiner Station baut und erhält, er braucht auch eine bewegliche, eine fahrende Wohnung, d. h. einen Ochsenwagen. Denn sein Beruf zwingt ihn ja, einen guten Teil des Jahres auf der Reise zuzubringen. Diese bewegliche Wohnung ist geradezu eine Lebensfrage für den Missionar in der Wüste. Wehe! Wehe! wenn er in dieser Beziehung übel beraten ist.

Wie die Schnecke ihr Haus mit sich herumträgt, so ungefähr steckt der Namamissionar, wenn er mit seiner Familie auf Reisen ist, in seinem Ochsenwagen. Glücklicherweise braucht er nicht, gleich der Schnecke, dies Häuslein selbst zu schleppen, aber zu einer Last kann es ihm doch werden, zu einer Sorgenlast, an der er ganz gewaltig zu tragen hat; zudem darf er oft die Hörner des guten Muts gar weit ausstrecken und eine richtige „Schneckengeduld" beweisen.

Vor jeder Reise muß man einen Wagen, wie ich ihn besaß, einer gründlichen Durchsicht unterziehen, ehe man es wagen darf, sechs bis acht Paar Ochsen davorzuspannen. Häufig, mindestens alle zwei Jahre einmal, bedarf er eines neuen Anstrichs mit Oelfarbe, welche den schädlichen Einwirkungen der Sonne, des Regens und des Windes entgegenwirken und das Holz erhalten soll. Das Geschäft des Anstreichens besorgt der Missionar selbst. Ein anderesmal muß das Segeltuch geflickt oder gar erneuert werden, wobei es selten ohne blutige Finger abläuft. Ist der lederne Strang (trektouw genannt), der so dick ist, wie das Handgelenk, und 20 – 22 Meter lang, durch Regen auf der Reise naß geworden, dann bleibt es zweifelhaft, ob er zu der bevorstehenden Fahrt noch taugt. Dasselbe gilt auch von allem übrigen Riemenwerk, welches eben aus roher Ochsenhaut gefertigt ist. Die hölzernen Jochscheite müssen ebenfalls ergänzt, vielleicht auch ein Joch selbst gemacht werden. Man muß nachsehen, ob das „Kaptent" im Bogen nicht zerbrochen, die Deichsel oder der Langwagen keinen Knack bekommen, die Sperrkette, der Hemmschuh, die Bolznägel nicht entzwei, Nägel, Schrauben, Muttern nicht verloren sind, vor allem aber ob das Räderwerk noch fest ist.

Wie kostspielig ist doch diese bewegliche Wohnung des Missionars! Im Durchschnitt kostet der Unterhalt eines Wagens jährlich 200 Mk., also den zehnten Teil seines Kaufwertes. Doch kann es auch kommen, daß man dem Schmied allein für Reparaturen noch eine höhere Summe als die genannte auf einmal hinzulegen hat, wobei man sich noch glücklich schätzen muß, wenn man überhaupt einen ordentlichen Handwerker findet.

Einst ließ ich einen Schmied aus dem Gebiet einer Nachbarstation auf meine Kosten herkommen und auch wieder hinbringen. Er sollte mein Fuhrwerk und verschiedenes Eisenzeug wieder in Stand stellen. Alles in allem nahm drei Wochen Zeit in Anspruch, Kost und Herberge hatte er natürlich bei uns im Hause. Der Gehilfe, den ich ihm beigab, bekam seinen besonderen Lohn. Schließlich forderte er für die 14 Tage seiner Arbeit und die 8 Tage seiner Reise 17 Pfund Sterling, d. h. 340 Mark, was auf den Tag einen Verdienst von mehr als 16 Mark ausmacht! Als Dank für die nicht ohne Zögern ausbezahlte Summe gab er mir ein überladenes Maß von Grobheiten zurück.

Noch Schlimmeres erfuhr ich übrigens von einem anderen Jünger der edlen Schmiedekunst, einem gewissen Herrn W. — Mein Wagen hatte auf den vielen Fahrten nach der Bai (zur Zeit des Kirchbaues) arg gelitten. Die Reifen wollten nicht mehr halten. Wohl oder übel mußte der Kranke zum Doktor. Weil nun aber diesem ein sehr zweideutiger Ruf vorausging, so beschloß ich, selbst meinen Wagen dorthin zu begleiten, wo eben der Schmied wohnte. Es war ein Weg von 16 Stunden, und ich wollte damit eine Predigtreise verbinden, die mich noch 10 Stunden weiter führen sollte. Laut Akkord mußte der Handwerker jede schwach ausfallende Arbeit auf seine Kosten verbessern. Zu meinem Schrecken trat dieser Fall ein. Auf der Reise von B. sprang ein Reifen. Ich befand mich mit meinen Leuten in der peinlichsten Verlegenheit.

Nachdem ich erfahren hatte, wo der saubere Schmiedekünstler sich eben herumtrieb, entschloß ich mich, abermals ihn aufzusuchen und ihm die Arbeit selbst zu übergeben. Sobald ich ihn davon in Kenntnis gesetzt hatte, ließ er mich wissen, das sei schon recht, aber ich müßte ihm dann Kohlen, meinen Vorschlaghammer und anderes mitbringen, sonst könne er nichts thun. Das geschah dann auch. Was nötig war, wurde aufgeladen, und der Wagen, dessen Reifen mit einem eisernen Lappen geflickt war, vorausgesandt, während ich selbst zu Pferd nachfolgte mit der Absicht, alle Werfte jener Gegend aufzusuchen und den Leuten Gottes Wort zu verkündigen. Am 1. Oktober traf ich dann mit Schmied und Wagen wieder zusammen. Voraussichtlich nahm die Arbeit höchstens einen halben Tag Zeit in Anspruch. Die Rechnung war aber ohne den Wirt gemacht. Als der Reifen zusammengeschweißt war und vormittags

10 Uhr aufgezogen werden sollte, sprang er unter dieser Arbeit auf's neue entzwei. Ich war nicht dabei anwesend. Man hatte mich an demselben Morgen zu einem deutschen Händler gerufen, der schwer erkrankt dort angekommen war, und den ich von früher her gut kannte. Diesen christlich gesinnten, durch manche Trübsal geläuterten und nun sterbenden Mann, der auch wenige Tage darauf zur Ruhe einging, hatte ich mit dem Trost des Evangliums aufgerichtet. Dann kehrte ich zu meiner Schmiede zurück. Siehe, da legte der Meister das Eisen eben wieder ins Feuer und schürte darauf los, als gälte es Felsen zu verglasen. Auf meine dringende Forderung hin holte er das Eisen, welches dem Fließen nahe war, heraus und hämmerte darauf los, daß ich dazwischen rief: „Halt ein, sonst ist es wieder verpfuscht.“ Richtig, kaum aufgezogen und abgekühlt, klafften die Enden wieder auseinander. Mein Sack voll Kohlen war völlig verbrannt; ich war übler daran als zuvor! Der Mann schimpfte auf die schlechten Kohlen; ich erwiderte, sie seien im Gegenteil zu gut gewesen für einen Schmied, wie er. — Auf meine bestimmte Forderung mußte er nun selbst Holz suchen und Kohlen davon brennen. Dem Menschen weiter zuzusehen war mir aber unmöglich. Ich rang nach Fassung, trat auf die Seite, fand Ruhe im Gebet, besuchte den kranken Deutschen nochmals und hielt an seinem Lager eine Bibelstunde. Mittlerweile wurde es Abend. Der Schmied kam mit seinen Kohlen an. Ich stellte ihm alle meine Leute zur Verfügung, drohte aber, ihn vor Gericht anzuzeigen, wenn er das Rad nicht wieder in Ordnung bringe. Inzwischen hatte ich den Bewohnern eines nahen Dörfleins einen Besuch und Predigtgottesdienst zugesagt. Sie sollten nicht umsonst auf mich warten. Eben brachte man auch mein Pferd, welches beim Grasen auf dem steinigen Bergrücken 4 Stunden weit sich entfernt hatte. Drei meiner Leute hatten es während des Nachmittags gesucht. Ich hielt es für's Beste, mich gleich darauf zu setzen. Es war abends 8 Uhr, als ich hinwegritt. Zwei Stunden später war das Dörflein Garis erreicht. Am andern Morgen wollte ich an diesem Ort auch noch reden und dann den Wagen abwarten. Als derselbe eintraf, ahnte ich schon nichts Gutes, denn schweigend kamen meine Leute auf mich zu. In der That, da stand mein Wagen, zerbrochen wie vorher. Meine Leute erzählten: „Als wir den Hügel herabfuhren, sprang der Reifen wieder entzwei.“ Es war zum Verzweifeln für mich; ich sah, daß ich so nicht weiter konnte. Der elende Schmied stand dabei, als ob nichts vorgefallen wäre. Er gedachte sogar mit uns in der beabsichtigten Richtung nach Nordosten weiterzugehen, d. h. mitzufahren, sichs bequem zu machen und natürlich auch sich von uns beköstigen zu lassen. Ich würdigte ihn keines Wortes und keines Blickes mehr, sorgte aber dafür, daß dieser Künstler so rasch wie möglich uns verließ.

Meinen Reiseplan mußte ich für diesesmal aufgeben. Aber wie nun heimkommen? —

In unserer Nähe stand ein mir bekannter Namab. Lächelnd fragte ich ihn: „Kannst Du auch solche Arbeit liefern?" „Wenn mynheer mir die Arbeit übergibt, dann will ich es probieren", meinte er. Ich dachte: „Unter den Blinden ist der Einäugige König", und übergab ihm das verdorbene Rad. Dableiben und der Kurmethode dieses neuen Eisenarztes zusehen vermochte ich aber nicht. Ueberdies erhielt ich einen Brief von meiner Frau, welche mir die Erkrankung eines unserer Kinder meldete. So ließ ich denn meine Leute zurück, welche dem kühnen Namab als Handlanger dienen sollten, und ritt für meine Person nach Hause.

Meine verunglückte Predigtreise mußte ich auf eine gelegenere Zeit verschieben. Doch tröstete es mich, daß ich wenigstens da und dort Gottes Wort hatte verkündigen können.

Die von dem Namab übernommene Arbeit fiel besser aus, als ich's dachte. Das von ihm hergestellte Rad hatte sich nicht schlecht bewährt. Gleich darnach mußte der Wagen an den Seestrand und kam auch wieder heim. Doch war ich gezwungen, zumal auch die andern drei Räder meines Wagens nicht mehr viel taugten, ganz neues Reifeisen vom Kap kommen zu lassen. Möchte kein Namamissionar mehr erfahren müssen, was ich, zuerst ohne Gefährt, und dann mit meinem invaliden Wagen zu erfahren hatte. Ein solider Wagen ist nicht nur für den Missionar, er ist auch für die Mission im Namalande eine Lebensfrage. —

Kapitel 13.

Festtage in der Gemeinde.

Die kirchlichen Einrichtungen, wie sie von den Vätern ererbt sind, verpflanzen sich selbstverständlich auch auf das Gebiet der Heidenmission. Das Kirchenjahr mit der Reihe seiner großen Feste ist ganz das gleiche draußen in der Wüste wie im heimischen Deutschland. Gleichwohl gestaltet sich die äußere Feier der großen christlichen Feste etwas anders. Die Wüste in Südafrika ist ja auf der anderen Halbkugel unseres Erdballes. Darum feiert man Weihnachten nicht beim kürzesten Tag, nicht bei Schnee und Eis, sondern beim längsten Tag im schwülsten Hochsommer. Auch hat man nicht den lichterstrahlenden, duftenden Christbaum aus dem Tannenwald. Die schwankenden Reiser vom Schwarz-Ebenholzbaum, welche den hängenden Zweigen der Trauerweide ähnlich sind, vermögen ja den deutschen Christbaum nimmermehr zu ersetzen. Ach, wie verschieden ist da die Feier des lieben

Weihnachtsfestes von der in der Heimat. Und doch — was macht das? Auch in der Wüste heißt's:

„O du fröhliche, o du selige,
gnadenbringende Weihnachtszeit!"

Wenn die Passionszeit kommt, dann ist der heiße afrikanische Sommer vorüber, der mit seiner Sonnenglut und schrecklichen Dürre auch den Eingebornen manch harte Prüfung auferlegt. Es ist ja leicht einzusehen, wie diese Naturmenschen, auch wenn sie Christen geworden sind, in ganz anderem Zusammenhang mit der Kreaturwelt stehen, als dies im deutschen Vaterland der Fall ist. Wie bringt da die heilige Passionszeit auch äußerlich Labung und Segen den lechzenden Menschen! Es fällt Regen, das Feld wird grün, das Vieh stärker, die Milchgefäße füllen sich, der Hungerriemen wird abgelegt, die eingefallenen Wangen der Menschen werden wieder rund, das Herz munter und fröhlich. Ja, auch der Geist wird lebendig, wird aufmerksamer und zugänglicher, wenn er die heilige, herrliche Passionsgeschichte wieder vernehmen darf. Diese ergreift die Herzen wie kein anderer Teil des gepredigten Gotteswortes. Wie Wasser auf das Durstige und Ströme auf das Dürre, so kommt das Wort von Jesu, dem großen Gottes- und Menschensohn, der am Fluchholz für uns gestorben und siegreich vom Tode wieder auferstanden ist, und bringt neues Leben in die ausgedörrten Herzen. Der Prediger des Evangeliums verspürt selbst neue Zeugenkraft in seinem Innern, besonders, da er nun vor dichter gefüllten Bänken und begieriger lauschenden Zuhörern reden darf. Ostern ist der schöne, feierliche Abschluß dieser gesegneten Zeit. Es ist Spätherbst nun, die Gewitter kommen zu Ende. Noch stürzen oft die Platzregen mit solcher Gewalt herunter, daß sie innerhalb zehn Minuten das Blachfeld in einen See verwandeln. Vor überschwemmten Thälern läutet ja auch in der Heimat so oft die Osterglocke! Freilich, dort gehts in den Frühling hinein, und hier dem Winter entgegen. Aber ob so oder so: Gott giebt mit der seligen Osterpredigt „lebendigen Wassers" die Fülle da und dort, und auch in der Wüste sproßt und treibt und grünt und blüht es hierauf in so manchem Herzen.

Und nun kommt die liebe Pfingstzeit; da ists gewöhnlich schon recht kalt und winterlich, während in der fernen Heimat der Glanz des Frühsommers auf der verjüngten Natur liegt. Aber ob auch das Auge nach frostiger Nacht die Eiszapfen starren sieht, das Herz wird tief erquickt und erwärmt, wenn es sehen und erfahren darf, wie auch in der rauhen Wüste unter armen frierenden Leutlein das Wort des alten Johannes sich erfüllt: „Er wird Euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen."

Auch andere Feste feiern die Christen der Wüste mit der gesammten Christenheit, so das Adventsfest, das Trinitatisfest, das

Neujahrsfest am 1. Januar, womit hier auch das bürgerliche Jahr eingeleitet wird, dann das Kirchweihfest, welches hier gottlob noch nicht zu einem Fest weltlicher Lustbarkeit herabgesunken ist, ferner den allgemeinen Buß- und Bettag, welcher nach dortigen Verhältnissen am füglichsten in der heißen und dürren Zeit stattfindet, und das Erntedankfest, welches an den Schluß der Festhälfte des Kirchenjahres zu stehen kommt.

Aber ein Fest giebt es noch im Jahre, welches die Christengemeinden in der Wüste, wie überhaupt draußen in der Heidenwelt, vor den Gemeinden der Heimat voraushaben. Es ist das Fest der Aufnahme neuer Gemeindeglieder durch die heilige Taufe, ein Erntefest höherer Art, ja ein großes, schönes, segensreiches, herrliches Fest. Acht bis neun Monate haben die Taufbewerber als Katechumenen den vorbereitenden Unterricht auf der Station zu empfangen. Die meisten kommen vom Außenfeld; mit dem Beginn der Gewitterzeit treffen sie ein. Dieser Aufenthalt auf dem „Lehrplatz" legt ihnen manches Opfer auf. Nicht selten müssen sie Vater und Mutter, Bruder und Schwester verlassen, ja deren harten Widerstand und Kränkungen mancher Art hinnehmen. Leicht wird es wohl keinem, für eine so lange Zeit aus seiner Umgebung zu scheiden. Es muß denen, die es thun, ein Herzensanliegen sein, in die Gemeinde der Christen aufgenommen zu werden. Daher kommt es auch, daß der Seelsorger in dieser Zeit des Taufunterrichtes so manches merkwürdige und herzergreifende Bußbekenntnis derselben zu hören bekommt.

Mitten in der Trinitatiszeit rückt der Tag ihrer Aufnahme herbei. Drei Wochen vorher wird ihnen dieser ihr Tauftag bekannt gemacht. Verwandte und Bekannte rücken nach und nach von allen Seiten herbei. Nun kommt zunächst die Prüfung. Sie ist am Vormittage des letzten Freitags vor dem großen Feste. Der „Lehrvater" begleitet seine Lehrkinder von seiner Stube aus, allwo Gott um Beistand, Erleuchtung und Freimütigkeit angefleht worden, zum Gotteshaus. Die Prüfung währt zwei gute Stunden. Es wird nicht allein der Katechismus aufgesagt, sondern auch der Inhalt einzelner Lehrstücke abgefragt und erörtert; auch freie Fragen werden gestellt und meistens sicher beantwortet. Freilich sind nicht alle gleich begabt und stark in Erkenntnis, Erfahrung und geistlichem Leben. Es sind auch Schwächere darunter, die es aber doch ebenso treu mit ihrem Heilande meinen, wie die andern. Nach der Prüfung versammelt sich sogleich der Kirchenrat, das Ergebnis derselben zu besprechen. In Furcht und Hoffnung schwebend harren die Geprüften vor der Thür auf den Ruf. Kindlich freuen sie sich, wenn sie hören, daß ihrem Wunsche entsprochen werden soll.*) Sind

*) Unlautere und Untaugliche werden gewöhnlich schon früher erkannt und ausgeschieden.

Eltern darunter, die Kinder unter sieben Jahren haben, so melden sie auch diese gleich zur Taufe mit an, während ältere Kinder auf eine spätere Zeit verwiesen werden, wo sie ihr Taufgelübde selbst ablegen können. Alle Namen der Neuaufzunehmenden werden nun genau aufgezeichnet. Die erste Einleitung des bevorstehenden hohen Festes ist damit abgeschlossen.

Der Sonnabend gehört diesmal dem Prediger ganz zu seiner Vorbereitung, ein Fall, der sonst selten eintritt. Doch nicht allein er, — auch die gesamte Bevölkerung der Station ist geschäftig, wie sonst nie. Es ist Rüsttag für sie im wahren Sinne des Worts. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein laufen Mädchen und Frauen mit Bündeln Wäsche auf dem Kopf nach dem Ausfluß der Quelle des Teiches. Rein muß alles werden bis zum letzten Stück. Wohl an keinem Tage wird mehr Seife gebraucht als an diesem. Wer keine in Besitz hat und von der Nachbarin keine bekommt, der versucht es, im Missionshaus solche zu erhalten, natürlich nicht ohne Erfolg. Am meisten erfreut verlassen aber an jenem Abend die weiblichen Taufbewerber das Missionshaus, wenn sie von Jufvrouw ein weißes Kopftuch erhalten haben. Dieses Tuch, kunstgerecht um den Kopf gebunden, bleibt ihnen viele Jahre hindurch ein schöner und würdiger Schmuck für Sonn- und Festtage. Längst schon haben Wohlhabende unter ihnen für Kleiderstoffe und Umschlagetücher gesorgt. Die Kleider liegen fertig da; die Näherin hat nichts daran verdient. Jede ordentliche Frau macht sich ihr Kleid selbst und läßt sich nur im Nötigsten dazu helfen. Auch für neues Schuhwerk ist gesorgt; ob es nach dem Leisten oder nach dem Augenmaß verfertigt worden, das ist ja einerlei. — Schwerer als den Frauen wird es den Männern, sich vollständig neu zu kleiden. So ein neuer Anzug kostet 8 bis 10 Hammel aus der Herde; die kann nicht jeder aufwenden, zumal wenn er schon für die Frau gesorgt hat. Doch sieht jeder Mann darauf, daß zur hellgewaschenen Hose ein schwarzer Rock und Hut samt weißem Hemde sich zusammenfinden. Jede Christenwohnung ist ja ein Leihhaus und gar gerne wird da dem Bedürftigen aus der Not geholfen. — Zur Vollständigkeit der Zurüstung gehört selbstverständlich auch die gründliche Reinigung der Wohnungen. Vor allem wird auch das liebe Gotteshaus auf's Fleißigste gesäubert und in Stand gesetzt, was von der Schar der Schulmädchen unter der Leitung des Schullehrers und seiner Frau mit Freuden und Emsigkeit besorgt wird. Ist in den Wohnungen der Menschen noch das nötige Brennholz — heute für zwei Tage — bereitgestellt, dann mögen in der Abenddämmerung die Glöcklein den Festtag einläuten. Des Rüsttags bunte Arbeit ist vorüber, den Müden winkt die Ruhe. Noch halten sie ihre Abendandachten. Noch hört man aus einzelnen Häusern Kirchenlieder erklingen. Der Festtag steht vor der Thüre.

Und wenn nun der Morgen des bedeutungsvollen Tages erschienen ist, und der Glocken feierlicher Klang über den stillen Ort der Wüste hinrauscht, siehe, da treten sie ein in's Missionshaus, denen heute die Thüre in's Reich Gottes sich aufthut. In ihrer sauberen Kleidung, in ihrer festlichen Stimmung, mit ihrem lauschenden Herzen stehen sie da vor ihrem Seelsorger, dem Freude und Rührung und Dankesgefühl gegen Gott das Innerste bewegt. Nach den nötigen Anweisungen und kurzen Ermahnungen, nach brünstigem Gebet um Gottes Segen zu dem ernsten Schritt, geleitet er sie samt den Kirchenältesten unter feierlichem Geläute zum Hause des Herrn. Je zwei und zwei folgen sie ihrem Hirten, der ihnen vorangeht. Sie singen den 100. Psalm:

„Jauchz' Erde! Jauchzet überall!
Erhebt den Herrn mit frohem Schall!
O kommet vor sein Angesicht,
Und dient ihm froh in seinem Licht!"

Ist der Festzug an der Schwelle des Gotteshauses angekommen, dann stimmt die bereits versammelte Gemeinde in die weiteren Worte des Liedes ein:

„Lobt ihn in seinem Heiligtum!
Sein Name sei stets euer Ruhm! rc. rc."

Auf die Festliturgie folgt eine Ansprache, doch nicht von der Kanzel, sondern heute vom Altare aus. Der „Lehrvater" will seine „Lehrkinder" noch einmal so recht vor sich sehen und meint, er könne ihnen um so eindringlicher an's Herz reden. Sie, die bisher „ferne waren", sollen ja heute „nahe" gebracht werden, hinzugefügt zu der Schar der Erretteten durch das Kreuz des Erlösers. Wie beschämend liegt die Vergangenheit hinter ihnen, wie ernst und hoffnungsvoll die Zukunft vor ihnen!

Ein passender Liedervers leitet nun die Taufhandlung näher ein. Bei feierlicher Stille erheben sich die Täuflinge, wenn der Prediger das Kirchenbuch zur Hand nimmt. Dann, während die anderen Versammelten stehen, knieen sie nieder. Sie entsagen dem Teufel und allem heidnischen, widergöttlichen Wesen und bekennen ihren christlichen Glauben, auf den sie getauft werden wollen. Nachdem sie dies gemeinsam gethan, treten sie einzeln näher, reichen knieend dem Prediger die Hand, geloben bei diesem Bekenntnis verharren zu wollen, nehmen ihren Denkspruch entgegen und empfangen hierauf die heilige Taufe. Ist das bei allen geschehen, dann werden auch die vorhandenen Kinder der Täuflinge durch das heilige Sakrament dem Herrn geweihet und übergeben. Und sind Konfirmanden zugegen, so werden auch diese noch eingesegnet. Ein Lob- und Dankgebet mit Gesang beschließt sodann die kirchliche Feier. Mit freudeverklärtem Angesicht, wie sie gekommen, so ziehen die Täuflinge als neue Glieder der christlichen Kirche zur Pforte

des Kirchleins wieder hinaus. Die älteren Glieder der Gemeinde wissen diesen Zuwachs wohl zu schätzen. Sie stimmen von selbst das Lied an: „Gedenk an unsre neuen Glieder etc." Und, was noch besonders erfreulich ist, die Heiden, die zugegen waren, stehen da, von tiefen Eindrücken bewegt, — es tauchen allerlei Gedanken auf, — etliche melden sich bald zur Aufnahme!

Nach dieser, Seele und Geist erhebenden, kirchlichen Feier führt der Hirte seine Schäflein noch einmal in sein Haus. Ihr Leib bedarf der Erfrischung, und weil sie sonst noch lange vielleicht auf Speise zu warten hätten, so sind sie heute seine Gäste. Die Kirchenältesten, der Schullehrer und der Häuptling samt dessen Frau sind auch mit eingeladen. Leckerbissen giebt es natürlich im Missionshause nicht. Doch war die Gattin des Missionars beim Backen ihres Hausbrotes darauf bedacht, doppelt so viele Brote in den Ofen zu schieben wie sonst. Für Kaffee ist gleichfalls reichlich gesorgt, die Milch dazu lieferten die Leute selbst schon am frühen Morgen. Es ist eine wahre Lust, zuzusehen, wie es ihnen schmeckt. Etliche unter ihnen haben noch in ihrem Leben kein Schwarzbrot gegessen. Die einen finden es kostbar, dagegen erklärt wohl auch einer, es widerstehe ihm, und bittet lieber um etwas Fleisch. Nach beendeter Mahlzeit wirds erst recht gemütlich. Der Gastwirt erzählt irgend eine Geschichte aus seinem Vaterlande. Ist er fertig, dann knüpfen sich allerlei Fragen der Anwesenden an, die wohl manchen Anlaß zum Lächeln geben und weitläufige Antworten nach sich ziehen. Gegen 2 Uhr wird ein Dankgebet gesprochen und die Sitzung aufgehoben. Eine Stunde später läutet die Glocke zum Dankgottesdienst in der Kirche. Nach diesem hält der Schullehrer noch eine Gesangstunde für die erwachsene und unerwachsene Jugend. Damit schließt der hohe, unvergeßliche Festtag für die Täuflinge. Das heilige Abendmahl empfangen sie acht Tage später.

Wie Jerusalem einstens für die Israeliten ein so mächtiger Anziehungspunkt war, und ihr religiöses Leben in dem Besuch der heiligen Stadt zur Festzeit seinen Gipfelpunkt erreichte, so bildet die Missionsstation für das zerstreute Hirtenvolk umher einen Mittel- und Sammelpunkt, besonders wenn der Missionar seine Gemeindeglieder zur Feier des heiligen Abendmahles einlädt. Durch diese wird der nächste Sonntag nach dem beschriebenen Tauffest zu einem weiteren, herrlichen Festtage.

Die Kommunikanten melden sich sämtlich persönlich an. Der Seelsorger sucht namentlich mit denen Fühlung zu bekommen, die längere Zeit sich im Außenfeld aufgehalten haben. Einzelne bekennen selbst, daß es schwach mit ihnen stehe, daß sie im Gebet lässiger geworden seien, wohl auch einmal einen Streit oder Zank mit anderen gehabt haben, doch sei der Friede wieder hergestellt.

Sie wissen gar gut, daß Versöhnlichkeit ein Haupterfordernis ist vor dem Zutritt zum Mahle des Herrn. Mit einer schweren Schuld auf dem Herzen und ohne die Absicht, sie zu bekennen, würde nicht leicht jemand wagen, sich zu melden. Wer größere Schuld auf sich hat, wird stets von einem der Kirchenältesten aufgesucht und zur Rede gestellt. Zeigt er Reue, dann ist es Sache des Presbyteriums, zu erwägen, wie der Fall weiter behandelt werden soll. Wer verschlossen bleibt und sich fern hält, hat Ausschluß aus der Gemeinde zu erwarten, doch nicht ohne Hoffnung auf Wiederannahme. Derartige Fälle gehören aber, Gott sei Dank! zu den Ausnahmen. Es kam schon vor, daß unter 150 Kommunikanten nicht einer war, der eine scharfe Rüge verdient hätte, doch auch, daß drei oder vier zurückgewiesen werden mußten. Wo Kirchenzucht straffer geübt wird, wie sonst im allgemeinen, kanns ja nicht anders sein. Mehr wie einmal haben indessen Personen, die zuvor im Streit waren, in meiner Studierstube oder durch Vermittlung der Aeltesten sich ausgesöhnt. Das ist allemal ein Triumpf über den Fürsten der Finsternis, der so gerne Zerstörung anrichtet. Zuweilen wissen die Kommunikanten auch recht erbauliche Erfahrungen mitzuteilen, wie Gott Gebete erhört, aus Bedrängnissen gerettet, Gelegenheit und Glaubensmut zum Ablegen christlicher Zeugnisse und Stoff zum Lobe Gottes geschenkt hat. Rührend war es, wie einst ein steinaltes Mütterchen an einem solchen Abendmahlstag herbeikam und erzählte, der Krieg habe sie weit weg in die südöstliche Ecke des Landes verschlagen. Nun sei sie vier Jahre lang unterwegs nach ihrem Kirchplatz; endlich hätte sie ihn erreicht; ob sie denn nicht auch noch anwohnen und „die Brocken unter dem Tische“ aufheben dürfe? Da sie nichts als einen alten Schafspelz auf dem Leibe hatte, so bekleidete meine Frau sie schnell. Sie war ja ein altes Glied der Gemeinde und ohne ihre Schuld in die größte Armut geraten. Fremde Menschen hatten sich bisher zur Not ihrer angenommen, aber sie wollte auf ihrem Lehrplatz sterben. Wie hätte man da nicht mit Freuden sie aufnehmen, pflegen und trösten sollen? —

Es war einst am Freitag vor solch einer Abendmahlsfeier, da trat unter andern auch ein lieber Jüngling ein und wollte sich anmelden, erklärte aber gleich, daß er keine rechte „Freimütigkeit“ habe. Denn etliche Wochen zuvor habe sein Vater sich geweigert, ihm Schießbedarf zu geben, während sein Bruder solchen erhalten habe. Das habe er seinem Vater übel genommen, und mit solchem Herzen sei er, ohne indessen vorher zu zanken, auf die Reise gegangen. Auf der Station angekommen, habe er gehört, daß das heilige Nachtmahl gefeiert werde. Nun wisse er nicht, was thun. Er möchte so gern teilnehmen, der Vater aber — noch ein Heide — wohne 14 Stunden weit oben im Norden. — Mir that es

herzlich leid, daß ich den Jüngling nicht überreden durfte, nur getrost beizuwohnen. Ich stellte es ihm anheim und sagte noch: „Ist es Dir diesmal nicht möglich, dann sieh zu, daß Du das nächste Mal nicht fehlest.“ Was that nun dieser Jüngling? Ohne ein Wort zu sagen, verließ er meine Stube. Aber am Sonntag Abend um 7 Uhr, als ich eben unter die Thüre trat, um das Zeichen zum Läuten, d. h. zum Beginn der Abendmahlsfeier zu geben, da — wie staunte ich! — da kam er wieder, und seine Schwester mit ihm. Ganz außer Atem wankten die beiden herbei und wollten noch angeschrieben sein. Es ist kaum glaublich, aber wahr. Der Jüngling, Samuel ist sein Name, war in der Nacht vom Freitag auf Samstag — die 14 Stunden — zu seinem Vater zurückgelaufen und hatte sich mit ihm ausgesöhnt. Seine Schwester aber, die von der Abendmahlsfeier hörte, wollte nun ebenfalls mit ihm zur Station gehen. Am Sonnabend ruhte er aus, und dann brachen die zwei Geschwister mit einander auf und langten in ganz erschöpftem Zustand zur höchsten Zeit, wie gesagt, in Gibeon an. Wo solches Verlangen nach dem Tische des Herrn sich zeigt, ja, da mag es wohl heißen: „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.“ (Matth. 5, 6.)

Erst am Abend solch eines festlichen Sonntags findet die heilige Feier des Abendmahls statt. Unpassend ist das gewiß nicht, ja es erhöht die Feier selbst gar sehr; nötig aber ist es, weil man eben um der Nachzügler willen vor Sonntag keine Vorbereitung halten kann, und alles am Sonntag-Vormittag vornehmen, hieße die heilige Feier gerade in die Gluthitze des Tages hineinverlegen. So ist denn vormittags ein Predigtgottesdienst wie gewöhnlich, nur daß diesmal das Kirchlein kaum die Zahl seiner Besucher fassen kann. Nachmittags findet dann anstatt der üblichen Katechisation, die stets mit Jungen und Alten gehalten wird, die Beichte und Absolution der Kommunikanten statt, welcher eine Rede des Seelsorgers vorangeht. Mit einbrechender Dunkelheit ertönen die Glöcklein wieder und rufen nun zur großen, heiligen Feier. Die Kirche ist hell erleuchtet. Alle Teilnehmer erscheinen im Festkleide, dasselbe ist vorherrschend schwarz, das weiße Kopftuch der Frauen hebt sich schön davon ab. Auch der Altar ist festlich bekleidet. Die heiligen Gefäße darauf, von deutschen Missionsfreunden gestiftet, wirken beim Scheine der Kerzen außerordentlich festlich auf das Gemüt aller Anwesenden. Eine heilige Weihe ruht auf dem Ganzen. Die Christengemeinde der armen Wüste „verkündigt ihres Herren Tod.“ Sie steht vor dem Thron des Erhöheten, in dem „Allerheiligsten“, dessen Vorhang auch für sie zerrissen ist. Sie wird eins mit ihm, den sie glaubt und bekennt, wie die Rebe eins ist

mit dem Weinstock. — Auch die Heiden und die Jugend draußen ahnen etwas davon und vermeiden jegliche Störung.

Reiner, inniger Gesang strömt von den Herzen und Lippen. Wenn der liturgische Teil vorüber ist, dann treten je sechs Kommunikanten zum Altar und empfangen knieend ihres Herrn Leib und Blut. So lange die Spendung dauert, singen sie zu den sanften Klängen des Harmoniums ihre Abendmahls- Buß- und Danklieder, deren Text sie im Gedächtnis und Herzen haben. Tief prägt sich die Ueberzeugung aufs Neue ein: Ja, auch diese armen, meist so verachteten Leute sind Glieder am Leibe Christi und werden einst mit all den Tausenden ihresgleichen vor Ihm erscheinen in seiner Herrlichkeit.

Ist das heilige Mahl vorüber, dann verlassen die Kommunikanten nach dem Gebet und Segensspruch ihres Geistlichen tiefbewegt das Gotteshaus. Letzterer aber bringt, begleitet von einem Aeltesten, das Sakrament noch zu etlichen Kranken und dankt dann seinem Gott für die erfahrenen Stärkungen.

Welch mächtigen Eindruck diese Abendmahlsfeier auf die Herzen macht, vernahm ich unter andern einmal aus dem Munde meines Schullehrers Hendrik, der nach dem Schluß derselben in die Worte ausbrach: „Ach, wenn das hier auf Erden schon so herrlich ist, wie wird's erst im Himmel sein!"

Kapitel 14.

Besuch bei den Bastarden zu Grootfontein.

Die Bewohner des Großnamalandes teilen sich in vier Gruppen.

Da sind zuerst die Buschmänner (Saan), die sich für die ältesten und rechtmäßigen Bewohner des Landes halten, aber keinen festen Zusammenhang unter sich haben und ein Leben fristen, wie es nicht armseliger gedacht werden kann.

Nach ihnen behaupten die reinen Naman, welche Viehzucht treiben und von der Jagd leben, die allein berechtigten Besitzer des Landes zu sein.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts wanderten aus Kleinnamaland nach einander fünf Stämme ein, welche Orlam, richtiger Khoi-Khoin, genannt werden. Sie erwarben sich lehns- oder kaufweise, wohl auch mit Gewalt Wohnsitze und Weidefeld für ihre Herden. Sie werden wie die Naman von Häuptlingen regiert, die den Titel „Kapitän" führen, sprechen zumeist holländisch, treiben neben ihrer Viehzucht auch ein wenig Landbau, sind dabei leidenschaftliche Reiter und kühne Jäger.

In den letzten drei Jahrzehnten rückten neue Horden aus der englischen Kolonie nach, die Bastarde, d. i. ein Menschenschlag, der ursprünglich auch der Hottentotenrasse angehörte, sich aber mit Europäern mehr oder weniger vermischt hat. Diese Bastarde erinnern vielfach an die holländischen boeren (Bauern), deren Namen sie tragen, deren Gestalt, Sitten und Arbeitsweise sie nicht verleugnen können.

Schon um die Mitte der sechziger Jahre lernte ich eine Anzahl solcher Bastarde kennen, die sich damals an die Khoi-khoin angeschlossen hatten. Im Jahre 1867 und 68 nahm die Einwanderung derselben einen größeren Umfang an. Im Jahre 1872 begegnete mir auf der Reise ein neuer Nachschub, und siehe da, die Leute baten mich dringend, sie mit Gottes Wort zu bedienen. Durfte ich ihnen diese Bitte versagen? War ich doch früher schon dem wandernden Stamme der Hawubes nachgegangen und hatte andere vorbeiziehende Truppen Bastarde bei Goa-mûs und im Ouob (40 Stunden östlich von Gibeon) besucht; so sollten auch diese nicht umsonst auf mich rechnen. Als sie 5 Stunden von meiner Station sich ein wenig gesammelt hatten, hielt ich ihnen mehrmals Gottesdienst. Die Leute waren so dankbar, so begierig nach Gottes Wort, unter dessen Schall sie schon in der Kolonie eine geraume Zeit gelebt hatten, und das sie nun, ohne Hirten, doch nicht entbehren wollten. Im Jahre 1873 pflegten sie mich mit ihren Ochsen nach einem Ort, der 10 Stunden nordwestlich von Gibeon liegt, abzuholen. Mehrere Jahre hindurch zogen sie von Ort zu Ort, bis ihnen der Häuptling von Bethanien in seinem Gebiet einen Ort zur Niederlassung überließ. Von da an fanden sie teils in Bethanien, teils in Gibeon die Stätte ihrer kirchlichen Versorgung. Zur Zeit meines Kirchbaues mußte ich meine Besuche bei ihnen einstellen. Um so treuer kamen sie den nahezu 40 Stunden weiten Weg nach Gibeon zur Kirche.

Im April 1877 standen sie mit ihren Zugochsen vor meiner Thüre, bittend, daß ich sie wieder besuchen möge. Ich kam dadurch nicht wenig in's Gedränge. Gerade damals schien es unmöglich; verschiedene auf der Station eingetroffene Fremde nahmen mich in Anspruch. Doch mit Arbeiten und Wirken Tag und Nacht glückte es endlich, am Morgen des 23. April los zu kommen. Meine Familie ging mit. Unser Herz freute sich, diese nach Gottes Wort hungrigen Leute zu besuchen.

Der Treiber unseres Gespannes ließ es an Eifer nicht fehlen. Es war Johannes, eine kräftige, kühne Gestalt, einer meiner Täuflinge. Er setzte nicht wenig Ehre darein, uns so rasch wie möglich seinen Landsleuten zuzuführen. In nordwestlicher Richtung gings zunächst über einen Bergrücken hinweg ins Thal hinunter und dann bei mäßiger Steigung immer höher zum Gebirge Han=

ami hinauf. Den größten Teil der ersten Nacht mußten wir benutzen, um vorwärts zu kommen und womöglich die zweite Nacht im Wagen bei der Wasserstelle Garis verbringen zu können. Der Wille des Reisenden wird eben in der Wüste zunächst von den Wasserstellen bestimmt, die man nicht umgehen kann, vielmehr aufsuchen muß, wenn einem das Leben lieb ist. Glücklich erreichten wir denn auch Garis, und an Wasser fehlte es dort nicht, selbst zur Unterhaltung mit kapischen Händlern bot sich an diesem Ort Gelegenheit. Weil aber stundenweit umher das Feld kahl abgeweidet war, so fuhren wir an jenem Abend noch etliche Stunden weiter. Unsere Ochsen wollten auch leben. Bis dahin war der Weg noch gangbar, wurde aber von nun an um so rauher. Und welche Wendungen gab es zu machen! Wie eine Magnetnadel schwankte die Deichsel unseres Wagens bald nach Süden bald nach Norden. Eines Vormittags hatten wir sogar eine Zeit lang die Sonne im Gesicht —, fuhren also nach Osten zu, während unser Ziel doch im Westen lag. Am dritten Tage gings zu dem tiefliegenden Fluß Hútob in Windungen hinunter. Nach einem gewitterreichen Sommer wäre es schwer möglich gewesen, den Fluß zu passieren, in jenem Jahr aber war nichts zu befürchten. Zwischen gewaltig großen Felsbänken eingeklemmt fanden wir noch ein wenig Wasser aus der vorjährigen Regenzeit, das mit einem schwachen Zufluß eines im Januar gefallenen Gewitterregens sich gemischt hatte. Gegen Abend fanden wir nochmals eine seichte Wasserstelle und übernachteten in deren Nähe in dem richtigen Vorgefühl, daß wir morgen einen heißen Tag bekommen würden.

Eine ansteigende, weitausgedehnte steinige Sandfläche lag jetzt vor uns. Sie war mit allerlei Mimosengesträuch und Akazienarten bestanden. Auch der Schwarzebenholzbaum kommt vor, jedoch nur in kümmerlicher Gestalt. Wir gewahrten auf jener Strecke die fleißigen Hände der Bastarde, die einen Weg über jenen steinigen Sandberg herzustellen versucht hatten. Zu beiden Seiten sah man sich von Mauern ausgegrabener Steine eingeschlossen. Trotzdem rutschte der Wagen noch immer von einem Steinkegel auf den andern und dann wieder in die Löcher hinein. Die armen Hinterochsen an der Deichsel wurden jämmerlich hin und her gestoßen. Wer Beine hatte, verließ den Wagen aus Furcht, man könnte noch das Kreuz brechen oder doch den Kopf voll Beulen davon tragen. Im Sande marschieren oder mit einem Kind auf dem Arm oder an der Hand von einem Stein auf den andern springen war übrigens auch sehr beschwerlich, doch war es dem Fahren noch weit vorzuziehen. — Den ganzen Vormittag zogen die Ochsen den schweren Wagen hinter sich her, ohne daß wir den Gipfel der Höhe erreichten. Wir mußten mitten auf dem Sande Mittag halten. — Das Fleisch eines eben geschlachteten Viehes wurde



Lagerplatz.

gerade aufgehängt, anderes in den Topf gethan, als ein Wirbelwind über uns hinwehte und **alles** in Sand und Staub einhüllte. Das war nicht eben zum Lachen. Noch ein paar Tage nachher knirschte während des Essens der Sand zwischen den Zähnen. Endlich war der höchste Punkt jenes Berges erreicht. Er gewährte uns nach Süden und Osten hin einen Fernblick wohl gegen 30 Stunden weit. Dann öffnete sich beim Weiterziehen ein Gebirgspaß, eine Pforte, an deren Eingang rechts und links je eine Kuppe über die andern Bergrücken emporragte, gleichsam als Säulen des Thores und als stille Zeugen all' der lebenden Wesen, die seit Jahrtausenden durch diesen Paß zur Tränke gegangen sind. — Der Weg führte uns mehrere Stunden lang auf ziemlich abschüssiger Fläche nach Daweb hinunter, einem von Bergen umschlossenen Thalbecken, wo wir die vorgeschobenen Posten der Bastarde antrafen. Hier trafen wir zumeist schon bekannte Leute. Freudig begrüßten sie uns, die „Lehrerfamilie", und rechneten auf Gegenbesuch in ihren Hütten. Als am Abend vier Wagen voll Menschen von anderer Seite noch hinzugekommen waren, hielt ich ihnen in der größten der Hütten einen Abendgottesdienst. Ja, diese Leute waren hungrig nach Gottes Wort! Auf der Weiterfahrt am nächsten Tage kamen wir an einer weiteren Anzahl von Werften der Bastarde vorbei, die allemal uns entgegenkamen und mit vieler Freude uns begrüßten. Im Hause eines wackeren Christen, des **Cornelius**, war der Tisch für uns gedeckt. Schmackhafte Kürbisse mit Hammelbraten wurden uns vorgesetzt, eine Auszeichnung, die uns sonst selten widerfuhr. Mit einem frischen Gespann Ochsen gings dann in südlicher Richtung auf's Ziel los. Ueber dem Flußbett des Hûtob, der schon hinter uns war, lagerte an jenem Tage eine Dunstschicht, die nur etliche Meter hoch, so scharfe Umrisse hatte wie ein aus der Form gekommener Backstein. Nur einmal noch haben wir ähnliches in unserm Fischflußthale wahrgenommen. Die Erscheinung ließ auf Aenderung des Wetters schließen. In später Nachmittagsstunde zog denn auch eines jener kalten Herbstgewitter vorüber, das seine Hagelkörner uns ins Gesicht trieb. Morgens drei Uhr nach kurzer Rast wieder in der Fahrt begriffen und vor Kälte schnatternd, sahen wir einen prächtigen Mondregenbogen; das war ein seltenes Schauspiel in der Wüste.

Endlich mit Tagesgrauen fuhren wir in **Grootfontein** ein. Berge und Thäler lagen hinter uns. Und wie manches Flußbett hatten wir überschritten! — Den Oub einmal, den Airob samt Zuflüssen viermal, den Tsûb nebst seinen Seitenbächen dreiundzwanzigmal und den Hûtob fünfmal. Wir waren nun in eine Region eingetreten, die wegen der größeren Nähe der See merklich kälter ist, als das hinter uns liegende Gebiet.

Mit freudestrahlenden Augen wurden wir von den Leuten begrüßt. Der Kapitän Zwart stellte uns sogleich sein aufgerichtetes Zelt zur Verfügung. Zunächst aber suchten wir ein Feuer auf, um die frierenden Glieder zu erwärmen. Die starke Abnahme der Temperatur wirkte sehr nachteilig auf den Körper. In der Nähe unseres Zeltes wurde eine Küche aufgerichtet; sie war zugleich der Zufluchtsort für alle, welche der Kälte entfliehen wollten. Für Holz zur Feuerung, für Milch in die Töpfe und Seife zum Waschen sorgte das weibliche Volk, für Schlachtvieh die Väter und Söhne. Kisten und Bettgestell wanderten vom Wagen in's Zelt, wo man sich so gemütlich wie möglich einrichtete. Mein erster Gang galt den geöffneten Brunnen der Bastarde, deren ich acht bis neun zählte, — zuviel für einen Platz im Großnamalande. „Je mehr Ihr Augen (Brunnen) öffnet, desto schwächer werden die Thränen fließen", sagte ich halb scherzend zu den Leuten.

Der Sonntag war herangekommen. Zwar rief kein trauliches Glockenläuten zum Hause des Herrn, aber die lange Ochsenpeitsche versah die Stelle der Glocken und als Kirchlein war ein längliches Viereck des Bodens mit leichtem Dach darüber zugerichtet. Daß es dicht besetzt war, braucht kaum gesagt zu werden. Auch die Nachmittagspredigt war gut besucht. Waren uns doch tags zuvor nicht weniger als elf Wagen voll Menschen nachgefolgt. Meine Haus- und Krankenbesuche erfreuten die Leute ebenso sehr, wie die Verkündigung des göttlichen Wortes. —

An einem jener Tage nahm ich, begleitet vom Kapitän, Einsicht von noch anderen Stellen, die wasserhaltig sein sollten. Eine von diesen, die nächstgelegene, hatte er selbst schon mit Beschlag belegt und sein Wohnhaus daneben aufgerichtet, obschon sie $1/2$ Stunde von der Hauptstelle fernliegt. Darauf sahen die Männer, nicht ganz mit Unrecht etwas scheel. Auf den folgenden Tag wurde eine große Versammlung der Leute zusammenberufen. Es wurden die Weide- und Wassergrenzen festgestellt, dazu auch die Zahl des Viehes, das zu Grootfontein weiden und getränkt werden sollte. Auch der Gartengrund wurde genauer bestimmt und verteilt. Hierauf stellte die Versammlung den erneuerten Antrag, einen eigenen Missionar zu bekommen. Aus einem Schreiben unseres Präses las ich die Bedingungen vor, unter welchen ihrem Wunsche willfahrt werden könnte. Der schwerwiegendste Punkt war der, daß sie ihren künftigen Lehrer selbst zu unterhalten hätten. Sie erklärten sich durch ihre Unterschriften bereit, solches zu thun.

Als diese Hauptangelegenheiten erledigt waren, fühlte ich nachmittags der Lernlust der Kinder ein wenig auf den Zahn. Ich fand, daß die älteren einen guten Schulsack aus der Kolonie mit hergebracht hatten, und die kleinen zeigten wenigstens großen Eifer zum Lernen.

Die zwei letzten Tage jener Woche waren der Vorbereitung eines feierlichen Abendmahlgottesdienstes gewidmet. Ich nahm die Anmeldungen der Leute entgegen und redete mit den Einzelnen. Wie viel galt es zu thun, bis alles der Würde des Festtages gemäß vorbereitet war! Achtundfünfzig Personen nahmen an der erhebenden Feier teil, fürwahr ein schönes Angeld für einen angehenden Missionar. —

So lange wir uns unter den Bastarden aufhielten, waren diese zwölfmal in dem „Buschkirchlein" um mich versammelt. Auch meine Frau empfing häufig Besuche und versäumte nicht, den Frauen und Mädchen allerlei gute Ermahnungen und Lehren für's Leben zurückzulassen.

Gerne hätten uns diese Leute noch länger aufgehalten; Montag, der 7. Mai, war aber zur Abreise bestimmt. Da nahmen sie denn rührenden Abschied, beschenkten meine Frau mit irgend einer selbstgefertigten Arbeit und versahen uns reichlich mit Schlachtvieh für den Rückweg.

Am ersten Reisetag kamen wir trotz der frischen Ochsen nicht weit. Wir hatten dieselben Wagen wieder und dieselben Personen zur Begleitung wie auf dem Hinweg. Beim Hause des schon genannten Cornelius wurde wieder Halt gemacht. Bald hielten wir in demselben einen gemeinsamen Abendgottesdienst. So geräumig auch dieses Mattenhaus war, so war es doch jetzt von Menschen vollgepfropft und es herrschte da drinnen eine hohe Wärme, während draußen aufs neue ein sehr starker, kalter Wind wehte. Als das Haus sich leerte, schüttelte mich's. Ich eilte nach dem Wagen, trockene Leibwäsche anzulegen, habe mich aber hier oder dort stark erkältet. So dicht auch der Wagen verschlossen war, der kalte Wind drang doch von allen Seiten herein. Mich aber überfiel's wie eine Cholera, und beinahe hätte mir's das Leben gekostet. Ich erlebte eine schreckliche, qualvolle Nacht. Zwei an ähnlichen Leiden heimgegangene Brüder im Lande standen lebhaft vor meinen Augen. Als der Morgen graute, befürchtete ich das Aeußerste. Licht und Sonnenwärme wirkten jedoch günstig auf den Körper. Zwei Stunden nach Aufgang der Sonne versuchten wir es, wenigstens bis zum Hûtob, zum Wasser zu gelangen. Wie ein alter Mann, mit gekrümmtem Rücken und einem Stock in der Hand, wankte ich zu Fuß dem Wagen nach. — Endlich, endlich erreichten wir Daweb; dort setzte ich mich auf die Vorkiste des Wagens in die Sonne, die mich erwärmte. Meine Frau beeilte sich, mir eine Mehlspeise zu bereiten. Allmählich ließen die größten Schmerzen nach. Wir wagten es, abends gegen fünf Uhr wieder aufzubrechen und die Höhe hinanzusteigen. Cornelius, besorgt um mein Ergehen, wich nicht von unserer Seite, bis wir das steinige Flußgebiet des Hûtob passiert hatten. Die Treue dieses Mannes

that uns innig wohl. War die erste Fahrt über den häßlichen Sandberg schon recht beschwerlich gewesen, so mußte ich mich jetzt doppelt in Acht nehmen und durfte den geschwächten Körper den Stößen des Wagens nicht aussetzen. Mühsam schritt ich hinter dem Wagen her, und — endlich war das Ziel erreicht. Nach des Tages schwerer Last gab uns der Allgütige noch einen erquicklichen Abend. Die Ruhe und Wärme in dem engen, tiefen Thal des Hütob that mir unendlich wohl. Während meine Frau für die Mahlzeit sorgte, die Kinder im Sande die Wagenfahrt spielend nachahmten und die Fuhrleute ein Schaf schlachteten, lag ich ruhig auf dem Bette und sprach mit dem Herrn, der mich vom Tode errettet hatte. Nach dem Essen betrat ich wieder den Boden und fühlte mich bei aller Schwäche wie neu geboren.

Etwa 50 Schritte vom Wagen entfernt gewahrte ich ein seltsames Gepäck unter einem Dornstrauch liegen. Das andere Geräte, das dabei lag, wies unzweideutig auf einen im Wandern begriffenen Buschmann hin. Ich sah mich um und erblickte in einiger Entfernung den Eigentümer desselben. Der Gestalt nach schien er freilich eher einem ausgehungerten Schulknaben zu gleichen, als einem erwachsenen Menschen. Auf mein Winken und Rufen hin kam er herbei. Es war ein steinaltes Männchen, runzelig von oben bis unten — wie eine gedörrte Birne. Gefragt, was er mit dem Gepäck da mache, war er die Willigkeit selbst, mich zu belehren. Es war eine Maske, aus verschiedenen Teilen bestehend, die er Stück für Stück anzog. Zuerst schnürte er ein kleines Bündelchen auf die nackten Schultern. Oben drauf schnallte er den aufgebauschten Rücken eines Straußvogels. An die Hüften steckte er kleine Flügel, die durch den Gürtel festgehalten wurden. Pfeil, Bogen und Köcher wurden auf dem Rücken festgebunden. In die rechte Hand nahm er einen Stock, an dessen Spitze der Kopf eines Straußen stak. Dicht an den Leib angeschlossen trug er in der Linken einen geladenen Stutzen. So ausgerüstet begann der Buschmann nun in gebückter Haltung die Bewegungen der Straußvögel so überaus täuschend nachzuahmen, daß man höchlich überrascht war und über solche Nachahmungsfähigkeit geradezu staunen mußte. Natürlich trieb er sein Maskenspiel nicht bloß zum Scherz oder Zeitvertreib. Befindet der Buschmann sich für seinen Herrn auf der Jagd, dann kommt dieser gefiederte Harnisch tagelang nicht von seinen Schultern. Erblickt er einen Trupp Straußen, dann nähert er sich demselben, soweit er kann. Um die Täuschung zu vollenden, hat er seine dünnen Beine auch noch mit Farberde grau angestrichen. Ist er dann nahe gekommen, so macht er blitzschnell von seinem Gewehr oder Bogen Gebrauch. List ist des Buschmanns Macht, wodurch er auch die kräftigsten Menschen, wenn sie seine Feinde sind, zu Falle bringt.

Gar zu gerne hätte ich unserem Straußenjäger seine ganze Ausrüstung abgekauft, begnügte mich aber mit etlichen Pfeilen samt eisernen Spitzen, die er mir gegen ein Taschenmesser austauschte. Für seine Dienstfertigkeit sollte er auch so glücklich sein, wieder einmal seinen Hunger stillen zu können. Sobald er sich über die gereichte Speise hermachte, tauchte noch eine andere Gestalt, eine ältere Anverwandte von ihm, auf, wagte aber nicht, näher zu kommen. Ihr Gesicht war vom Krebs so vollständig entstellt, daß es schwer hielt, ein menschliches Wesen in ihr zu erkennen. In einiger Entfernung wurde auch für sie Fleisch auf einen Stein niedergelegt, das sie dankbar zu sich nahm. Sprechen konnte die Aermste zwar nicht mehr, mit den Händen deutete sie aber immer wieder erst auf den Mund, dann auf den Leib, und dann streckte sie die Arme gen Himmel, als wollte sie sagen: Gott lohne es euch! Als wir uns rüsteten, den Ort wieder zu verlassen, steckte der possierliche Buschmann sich noch einmal in seine Straußvogelrüstung und marschierte zu unserer Ergötzung vor uns einher, um auf diese Weise uns seinen Dank durch die That abzustatten.

Am Morgen des Himmelfahrtsfestes langten wir bei Garis an. Im Hause der Händler hielt ich eine Predigt und taufte das wenige Tage zuvor geborene Kind des Herrn R. Den Händlern schien die Taufrede wie der Taufakt als eine bloße Ceremonie zu gelten. O wie kalt und gleichgültig standen sie da im Vergleich zu den andächtigen Bastarden. Am Samstag, den 12. Mai, kamen wir glücklich wieder daheim an. Eine Menge von Arbeiten wartete auf uns. Drei Tage später mußte der Wagen wieder nach dem Seestrand. Wir aber dankten Gott, der bei so vielen und oft so schweren Aeußerlichkeiten doch dem inneren Menschen so manche Erquickung und süße Erfahrung zuteil werden läßt.

Kapitel 15.

Gestilltes Sehnen.

Wenn ein Knecht sich nach Schatten sehnet, wer wollte ihm das verargen? Jahr um Jahr durfte ich auf dem harten Boden und unter der heißen Sonne der Wüste meinem Herrn dienen, immer aufs neue gestärkt durch die Kraft, die Er gibt, und die so wundersam in dem Schwachen mächtig ist. Wie manche gewünschte Frucht meines Schaffens durfte ich schauen, wie manchen Tag erleben, der für Seele und Geist süße Freude und Labung brachte! Aber der Leib wurde matt. Ein Sehnen nach Schatten, nach einer Zeit der Ausspannung und Erholung machte immer mehr sich geltend. Und das ist nicht zum Verwundern. Könnte ich doch der

zuletzt beschriebenen Reise die Erzählung von zwölf weiteren Reisen anfügen. Es würde dies aber ermüden, obschon diese Reisen keineswegs sich gleichen, wie ein Ei dem anderen. Wie viel Besonderes wäre doch zu erzählen z. B. von einem Ritt nach Keetmanshoop, auf dem ich mich verirrte (a. 1869), dann von meiner ersten Fahrt über den Großfluß*) i. J. 1871, von einer Karrenfahrt mit Geschwistern aus Hereroland im Frühjahr 1873, von einer Untersuchungsreise, die ich in demselben Jahre mit unserem Präses nach acht Stellen des Landes unternahm, ferner von einem mißlungenen Versuch, meinen Nachbar in H . . . . . zu besuchen i. J. 1877, von drei Reisen im Hochsommer 1878/79 nach Rietmond, Bersaba und Grootfontein innerhalb zwei Monaten u. s. w. — Uebrigens sollte das Sehnen des Körpers nach einer Zeit der Erholung, nach einer Ferienreise ans Kap lange Zeit vor einem anderen und größeren Sehnen in den Hintergrund treten. Das war ein Sehnen über das ganze Land hin, — ein Sehnen nach Regen. In den Berichten der Rheinischen Mission (Jahrg. 1878 Nr. 4) liest man: „Vom April 1875 bis zum Oktober 1877, also nahezu zwei und ein halb Jahr lang regnete es nicht einmal so viel als in Deutschland in zwei Tagen.“ Ja, im besten Fall sahen wir wasserlose Wolken über uns hinziehen, die nur ein neckisches Spiel mit uns zu treiben schienen. Sie kamen, um rasch wieder zu verschwinden, sie wollten sich sammeln, wurden aber von orkanartigen Westwinden hinweggefegt, ehe nur ein Tropfen niederfiel. Der Verkehr geriet ins Stocken. Die Händler, an welchen die Eingeborenen noch einigen Halt zu haben meinten, zogen sich ans Kap zurück. Die von den Stammeshäuptern ins Auge gefaßte Versammlung mußte notgedrungen unterbleiben. Wir Missionare selbst sahen uns außer Stand, unsere jährliche Konferenz zur gewöhnlichen Zeit abzuhalten. Hätte die Dürre noch zwei bis drei Monate angehalten, dann wären die meisten aller lebendigen Wesen ihr zum Opfer gefallen. Die Raubtiere nahmen furchtbar überhand. Es war eine Zeit, wie man sie sich trostloser nicht denken kann.

Damals unterrichtete ich zwei Abteilungen von Katechumenen, eine aus der eigenen Gemeinde und eine aus der Grootfonteiner. Diese Katechumenen waren fast die einzigen Bewohner der Station. Sie sahen dem Tage ihrer Aufnahme sehnsüchtig entgegen. Die Taufhandlung wurde auf den letzten Sonntag im Oktober festgesetzt und dieses der Gemeinde bekannt gemacht. Um Regen Gott anzuflehen, vermochten wir nicht mehr, nur um Geduld seufzten wir beständig.

*) Grenzfluß zwischen Großnamaland und der englischen Kap-Kolonie, gewöhnlich Oranjefluß genannt.

Da ging uns am 13. Oktober die Meldung zu, daß die Einweihung der neuen Kirche zu Warmbad am 6. November stattfinden werde, und daß die Konferenz sich daran anschließen solle; wir alle seien dazu eingeladen. Umgehend erklärte ich, daß es mir durchaus unmöglich sei, zu dieser Zeit in Warmbad zu sein. Meine Kollegen zu Bersaba erwiderten mir, daß sie um Aufschub von 14 Tagen nachsuchen wollten, dann aber mit Bestimmtheit mich erwarteten.

In jenen Tagen kam uns eine sehr wichtige Nachricht zu. Wir erhielten von unserer Missionsgesellschaft die Erlaubnis, unser ältestes Töchterlein zur Erziehung nach Deutschland senden zu dürfen. In Verbindung damit war uns auch die erbetene Erholungsreise an's Kap gewährt. Damit kam eine neue Bewegung in unser inneres und äußeres Leben. Der Missionar im heißen Lande muß ja von seinen heranwachsenden Kindern sich trennen und sie um ihres leiblichen und geistigen Gedeihens willen in die Heimat ziehen lassen. O das ist freilich ein bitteres „Muß“, da es aber nicht anders sein kann, so war es uns aufs höchste erwünscht, daß wir selbst unsere Kinder bis zur Kapstadt bringen und dort die so nötige Zeit der Ruhe und Erholung finden sollten. Unser Sehnen sollte also gestillt werden. Aber wie sollte es in dieser Zeit der schrecklichen Dürre mit der Reise werden? Über Warmbad sollten wir, der Konferenz wegen, kommen. Die Station Warmbad lag ja glücklicherweise nach Süden, wenn auch für unseren Weg zu viel östlich. Gesehen hatten wir sie noch nie. So sehr es uns auch vorwärts trieb, und so gerne wir trotz des Umwegs die Reise über Warmbad zu machen gedachten, — wir hätten doch keinen Fuß in eigener Macht vorrücken können, wenn Gott der Herr uns nicht einen gnädigen Regen gegeben und damit aus unserer Verbannung erlöst hätte. Freilich in jener Zeit war noch kein Regen zu hoffen. Aber das kaum Glaubliche geschah. Die Gewitterzeit beginnt im Großnamaland etwa um Weihnachten und endet mit Ostern. In der ersten Woche des Oktober entwickelte sich aber eines Tages aus etlichen kleinen Wölkchen innerhalb zwei Stunden ein furchtbares Gewitter mit Hagel, zum größten Erstaunen aller, die dem Schauspiel zusahen. Wir waren selbst wie aus den Wolken gefallen, weil wir uns schon mit dem Gedanken vertraut gemacht hatten, vom Herrn auf die äußerste Probe gestellt zu werden. Nun kam mit einem Male alles anders. Wir wußten uns vor Freude und Dank gegen den treuen Gott kaum zu fassen. Es war, als ob man träume. Eben noch das dürre, $2^1/_2$ Jahre lang versengte, ausgebrannte, schmachtende Land weit und breit, und nun der rauschende Regen und die fließenden Wasser um uns her!! Um sie zu sehen, ging ich in der Mitternachtsstunde mit dem Schirm in der einen und mit der Laterne in der andern Hand auf der Station umher.

Ich konnte nicht anders. So etwas will erlebt sein, um verstanden werden zu können!

An dem bestimmten Festtag (28. Oktober) werden 28 Erwachsene und fünf Kinder der Gemeinde des Herrn zugefügt und 151 Personen nahmen teil am heiligen Abendmahl. Der Geist feierte Siege, die Seele schwelgte in Lob= und Danksagung, und auch der matte Leib fühlte die Wonne neuer Erfrischung. Überall beugten sich die Kniee, und die Häupter richteten sich auf zu dem, der vom Himmel herab so herrlich waltet und so liebreich seiner Kinder Sehnen stillt.

Kapitel 16.

Erholungsreise an's Kap.

Vor dem großen Festtag am 28. Oktober 1877 war an eine Vorbereitung unserer Reise an's Kap gar nicht zu denken. Eine Menge von Arbeiten lag vor uns, die in Zeit einer Woche beseitigt werden mußten. Da wurden z. B. eine Reihe von Viehposten besucht, was mich so sehr angriff, daß ich auf dem Heimweg nicht mehr zu Pferde sitzen konnte, zu Fuß aber mit dem Stock in der Hand dasselbe hinter mir herziehen mußte. Daheim mußten mit den Kirchenältesten, den Schulgehilfen, dem Häuptling und dessen Amtleuten Sitzungen gehalten werden. Was alles zu einer Wagenfahrt gehört, ist anderswo gesagt worden. Diesmal war verstärkte Aufmerksamkeit und Arbeit nötig. Was man nicht mitnahm, mußte gegen Wind, Regen, Sonne und nagendes Ungetier sorgfältig geschützt werden.

Am letzten Sonntag auf der Station vermochte ich nur noch vormittags den Gottesdienst zu halten mit einer Predigt über 2. Thess. 2, 15—17. Die Gehilfen versahen den Dienst am Nachmittag. Einen vollen Tag brauchten wir zum Packen des Wagens. Noch einmal schliefen wir zwischen den vier Wänden, schafften dann auch das Bettzeug ins Fuhrwerk, schlossen die Thüren hinter uns zu und beugten unsere Kniee noch einmal in unserem lieben Gotteshause. Die Gemeinde sang zum Schlusse noch: „Hilf weiter, du getreuer Gott 2c." Zur Zeit der Dürre war ich bei ihr, nun es geregnet und das Feld sich verjüngt hatte, mußten wir davon! Thränenden Auges stand Jung und Alt in Reih und Glied und drückte uns die Hand zum Abschied. Unsere fünf Kinderlein saßen mit ihrer „Aya" Katharina im Wagen, meine Frau und ich schritten zu Fuß zum Dorfe hinaus. Auf einem Hügel winkten wir ihnen noch einen Scheidegruß zu, die Männer antworteten mit Gewehrschüssen. Die Schuljugend lief mehrere Stunden lang hinter dem Wagen her und sang alle Lieder, die sie

gelernt hatte. „Der Heiland ist mein Steuermann" (holländisch) machte den tiefsten Eindruck auf uns. — Das Scheiden der älteren Kinder auf Nimmerwiedersehen that der Gemeinde besonders herzlich leid. — Uns war bange bei dem Gedanken, nach etwa 2 Monaten in die zivilisierte Welt wieder einzutreten. Waren wir doch der dort üblichen Umgangsformen ganz entwöhnt, dazu körperlich erschöpft und geistig abgestumpft. Das Scheiden kam uns in der That hart an, aber es mußte sein. Am 6. November war es, als wir aufbrachen dem fernen Ziele zu. Fünf Männer zu Pferde gaben uns $2^1/_2$ Stunden weit das Geleit. Einer, namens Jakob, fuhr noch einen vollen Tag mit uns, ehe auch er umkehrte. Als wir allein waren, hatten wir unsere ungeteilte Sorgfalt unseren Kindern zuzuwenden. Zwei derselben, die ältesten, waren gleich erkrankt und bedurften treuer Pflege. Auch ich litt an starker Erkältung und konnte in den ersten Nächten keinen Schlaf finden. Doch kamen wir glücklich in Versaba an. Unsere Verwandten waren nicht mehr dort, sie hatten seit längerer Zeit schon ihren Aufenthalt am Kap. Dagegen fanden wir jetzt unter dem Dache der Geschwister Hegner gastliche Aufnahme. Ich hielt am Sonntag die Predigt in Versaba. Vier Tage gönnten wir uns Rast, sie wurden aber ausgenützt mit mancherlei Arbeiten für uns und andere. Am Morgen des 12. November verließen wir Versaba. Bruder Hegner und der inzwischen zu Pferde herbeigekommene Bruder Kreft kamen uns nach und holten uns am Mittag des 13. November ein. Mit ihnen erreichten wir dann nachts 10 Uhr die Station Keetmanshoop. Dort übernachteten wir im Wagen, wurden aber von den umherschwärmenden Hunden der Station fortwährend in unserer Ruhe gestört. Mit schwerem Kopfe standen wir auf und fuhren nach gehaltener Morgenandacht davon. Unsere Reisegesellschaft war nun durch den jungen Bruder Fenchel vermehrt. Leider konnten wir diesem Bruder, einem Junggesellen, kein Plätzchen mehr in unserem Wagen herrichten. Auch in den anderen Wagen war kein Raum mehr für ihn zum Nachtlager. Es blieb ihm keine andere Wahl, als unter einem der Gefährte sich dasselbe zu bereiten. Dank seiner Abhärtung und Gewöhnung an dergleichen Lagen aus dem großen, deutsch-französischen Feldzuge her bekam ihm das ganz gut. Unsere Gesellschaft war nun zu drei Gruppen von je fünf Personen angewachsen. An unserem Feldtischchen saßen mittags vier Brüder und meine Frau, daneben unsere fünf Kinder auf einem Fell am Boden, die auf einem Fußschemel ihr Essen vor sich hatten. Dort am Feuer saß das Fuhr- und Dienstpersonal, seine Kost verzehrend.

Als der Chamob samt seinen Zuflüssen durchfahren war, näherten wir uns allmählich dem gewaltigen Gebirgsstocke Karas. Trotz der heißen Sommertage waren die Nächte vom 15. bis

18. November in jener Gebirgsgegend doch empfindlich kalt. Johannes, eines unserer Kinder, immer noch nicht ganz hergestellt, bekam einen argen Bellhusten, und auch die liebe Hausmutter erlitt einen bedenklichen Anfall. Sorglos kann man ja in der Wüste nicht reisen. Droben im Norden, den wir verlassen hatten, prangte das Grasfeld im schönsten Frühlingsschmuck. Je weiter wir dem Süden zufuhren, um so rarer wurde die Weide, um so seltener und schwächer die Wasserstellen. Diese zu erreichen, mußten die Ochsen gewöhnlich bis über Mitternacht hinaus im Joche bleiben.

Sonntag Mittag, den 28. November, erreichten wir Ganus, aber kein Tropfen Wasser war mehr zu finden. Nach gehaltenem Gottesdienst mußten wir weiter. Die Erhaltung von Menschenleben war jedenfalls pflichtgemäßer, als mit gefalteten Händen sitzen bleiben und ein Wunder vom Himmel erwarten. Wir wollten nun bei Noms nach Wasser suchen, fuhren aber, mit den Labestätten jener Gegend unbekannt, während der Nacht an ihnen vorbei. Erst um 1 Uhr entdeckten wir Spuren am Wege, die uns Hoffnung gaben, eine Wasserstelle zu finden. Näher gekommen spannten wir aus, und siehe, Ochsen, Schafe und Ziegen rannten dem Wasser zu und mitten hinein, noch ehe wir die Gefäße füllen konnten. Wir selbst aber konnten dann die dicke Flüssigkeit fast nicht mehr genießen. —

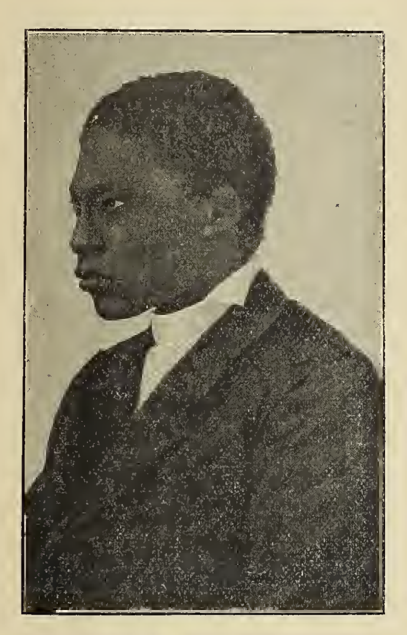
Unvergeßlich wird uns das Mittagessen des folgenden Tages bleiben. Der Wind wehte mäßig stark aus Südwest, als wir ausspannen wollten. Eine Gruppe Akazien lud zum Rasten ein. Schon waren die Zugtiere ins Feld gelaufen, alles Nötige war ausgepackt und ausgebreitet, als man gewahrte, daß der Sandboden von „Zecken" wimmelte. Nur zwei Minuten Stillestehens bedurfte es, und Schuhe und Kleider saßen voll von diesen zähen Blutsaugern. Das gab einen lustigen Kampf! Es war aber nicht die einzige Plage, die man zu bestehen hatte. Der Wind war inzwischen immer heftiger geworden und blies aus vollen Backen. Siehe da, er blies nicht schlecht auch den Sand in unsern Topf hinein, der am Feuer stand. Die arme Katharina, sonst der Gleichmut selbst, geriet fast in Verzweiflung. Sie sollte das Wasser im Topf abschäumen und doch den Deckel vom Topf nicht abnehmen. Und als dann das Essen fertig war, wo sollte die Tafel gedeckt werden? Es blieb nichts anderes übrig, als daß alle Weißen in den Wagen flüchteten und der schwarze, heiße Topf, fein zugedeckt, dorthin gebracht wurde. Das war in der That keine kleine Aufgabe. Auf den hintersten und höchsten Teil des Wagens stopfte man die Kinder. Mit ausgestreckten Beinen und teilweis gebückter Haltung saßen sie auf ihrem Bette, den Suppenteller mit Reis auf ihrem Schoße haltend. Etwas tiefer saßen ich und meine Frau auf unseren Kopfkissen und bedienten die Kleinen wie die Großen. Wieder

etwas niedriger nach vorne hin kauerten zwei der Brüder und bemühten sich mit mir, die Platte des Feldtisches zu halten, auf der die Speisen standen. Vorne dann auf der sogenannten Vorkiste saß der längste der Brüder und hatte den Kochtopf auf den Dielen vor sich stehen. Rings um uns her stürmte und stäubte es ohne Unterbrechung. Das Zelt über dem Kopfe wackelte beständig hin und her, so daß man schließlich ganz betäubt davon wurde. Das edle Wort: „Entschuldige“ spielte keine kleine Rolle bei diesem denkwürdigen Mahle. Uebrigens wurde der Kampf gegen den Spielverderber siegreich zu Ende gebracht. Was zwischen die Zähne kam, wurde einfach verschluckt, gleichviel ob es knirschte, kratzte und wer weiß wie? — schmeckte.

Trotz Sturm und Staub setzten wir dann ohne Verzug die Reise bis nachts 12 Uhr fort. Am Morgen waren wir in der Nähe der Station Warmbad. Etwa eine deutsche Meile vor derselben wurde Halt gemacht und Kaffee getrunken. Und — wie der Müller oder Schornsteinfeger sich zurückzieht und die Kleidung wechselt, ehe er in die feinere Gesellschaft eintritt, so mußte jetzt die ganze Reisegesellschaft darauf Bedacht nehmen, vor den Menschen wieder menschlicher zu erscheinen, als es während der Fahrt möglich gewesen war. Aus der Tiefe des Wagens wurden Kisten hervorgezogen und geöffnet. Ein geheimnisvolles Kramen darin begann. Die Hausmutter mit den fünf Kindern zog sich hinter den Vorhang zurück. Jeder hatte mit sich selbst zu thun. Mit einem Päcklein unter dem Arm und einem Wassergefäß an der Hand zog sich der eine hinter Strauchwerk, der andere hinter einen Felskegel oder Sandhügel zurück, um nach einiger Zeit fein gesäubert wieder zum Vorschein zu kommen. Noch im Laufe des Vormittags, am 20. November, erblickten wir dann die Station Warmbad. Bruder Weber kam uns entgegen und empfing uns liebevollst. Es kamen mehr Wagen und Leute an, als er erwartet hatte. Siehe da, von dem weit entfernten Gibeon traf nicht nur unser Wagen, sondern auch noch ein anderer voll Kirchweihgästen ein. Das kam so: Ich hatte vor meiner Abreise aus Gibeon geäußert, wie schön es wäre, wenn außer mir und den meinigen auch noch etliche aus unserer Gemeinde der Feier in Warmbad beiwohnen könnten, und hatte daran erinnert, wie es uns seinerzeit gefreut habe, bei der Einweihung unseres eigenen Gotteshauses so viele Festgäste auch aus weiter Ferne zu begrüßen. Das war wider mein Erwarten auf fruchtbaren Boden gefallen. Mein treuer Presbyter Hendrik mit anderen Gliedern meiner Gemeinde hatte sich nach unserem Wegzug entschlossen, den etwa 100 Stunden weiten Weg von Gibeon nach Warmbad nicht zu scheuen, und in Keetmanshoop hatten sie uns eingeholt. Wer hätte nicht staunen sollen über solche That, die aus reiner Liebe zur Sache des Reiches Christi geschah. Etliche

zweifelten sogar, ob unser Hendrik nicht vielleicht einen Nebenzweck verfolgt habe, aber ich glaube es nicht; ich habe ihn innerhalb zwölf Jahren nur als einen edlen Menschen und wahren Christen kennen gelernt.

Unser Aufenthalt in Warmbad dauerte genau eine Woche. Ueber die Einweihung des stattlichen Gotteshauses, über die Verhandlungen in der Konferenz ꝛc. gehe ich stillschweigend weg. Wie an geistiger Erquickung, so hat es naturgemäß auch an Arbeit und äußerer Unruhe in jenen Tagen nicht gefehlt.



Hendrik Witbooi junior.

Meine drei Kollegen hatten ihre Heimfahrt nach dem Norden für den 27. November bestimmt. Ich wäre gern noch einen oder zwei Tage geblieben, um durch Ruhe und Schlaf mich für die Weiterreise zu stärken. Allein meine Zugochsen kamen mit den andern gleichzeitig auf die Station zurück. So verabschiedeten auch wir uns und setzten in der Abenddämmerung des 27. November die unterbrochene Reise fort. Hatten wir ja sowohl der Zeit wie

dem Raum nach noch nicht einmal die Hälfte unseres Weges zurückgelegt.

Unser Weg, der uns südwärts an den Großfluß führen sollte, lag offen vor uns, und wir konnten ja nicht fehlen, — so hieß es. Ueberdies seien heute Morgen, vor acht Stunden erst, zwei Wagen aus der Kolonie uns vorausgefahren, deren Spuren wir nur zu folgen brauchten. Auf der ersten Strecke ging es auch trotz eingetretener Nacht ganz gut. Am andern Morgen tränkten wir die Ochsen bei Loorissontein und kamen von dort an den vorangegangenen Wagen immer näher. Nachmittags fuhren wir an ihnen vorüber, als sie eben von ihren jungen Zugtieren kreuz und quer herumgezerrt wurden und immer wieder im Sande stecken blieben. Wir hielten uns nun, in der Meinung nicht fehlen zu können, auf gebahntem Wege und sahen nur einmal zur Rechten etliche Geleise in regelloser Weise ausbiegen, was wir nicht weiter beachteten. Früher wie sonst wurde am Abend Halt gemacht. Wir wollten uns nicht zu weit von den Nachzüglern, die den Weg genau wußten, entfernen. Nachdem wir bis zum andern Morgen vergeblich auf sie gewartet, zogen wir langsam auf geebnetem Wege fort. Die Ochsen hatten es ganz gemächlich. Der Wagen rutschte in den ausgefahrenen, sandigen Geleisen immer weiter der Niederung entgegen, was auf die Fuhrleute einschläfernd wirkte. Je länger und schärfer der Fahrweg aber nach links ausbog, um so mehr stieg meine Besorgnis. Ich wandte mich endlich an meinen Kutscher mit der Frage: „Höre, kennst Du eigentlich diesen Weg?“ „Nein, mynheer, hier bin ich nicht bekannt.“ „Aber Du hast Dich doch zu Warmbad über unsern Weg genau erkundigt?“ „Nein, mynheer, ich habe nicht gefragt, ich glaubte, mynheer wisse den Weg,“ lautete die Antwort. „Ja, dann halte still, daß wir uns umsehen, wir sind sicher verirrt.“ Als wir abgestiegen waren, sahen wir zum Glück einen Menschen unten am Gehölz vorbeigehen. Seine Aussagen bestimmten uns, alsbald in weitem Bogen Kehrt zu machen. Da keuchten die Ochsen nun wieder bergan. Wie dauerten mich die armen Tiere! Wie schlaftrunken und geistig abgespannt waren wir selbst. Gleich nach Mittag kamen wir an unsere Schlafstelle zurück. Um das wenige Wasser im Faß zu sparen, aßen wir kaltes Fleisch, das meine Frau zu Warmbad schon gebraten hatte und holten gegen den Durst die sauer eingemachten Gurken aus der Flasche heraus. In einem weiten Halbkreis zogen wir nun nach Westen hin und suchten Männer, um des rechten Weges gewiß zu werden. Wir fanden auch einen und wurden von ihm und von zwei Frauen, die des Weges daher kamen, getröstet, daß unser Weg der rechte sei, der uns an die Furt des Großflusses führen werde. Frisch wurde darauf losgefahren. Wir

hofften, Sandfontein, die vielgenannte Quelle, noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Wir waren aber in Wirklichkeit noch etwa eine Tagereise weit von ihr entfernt. Als die Sonne unterging, traute ich diesem Weg schon wieder nicht recht. Zum Glück fanden wir Gras für die Ochsen auf einem steinigen Bergrücken, wo wir sie eine Stunde lang weiden ließen. Wasser für die trockene Kehle fanden wir aber nicht. Unsere Fährte hielt eine zu südliche Richtung ein, als daß wir auf Sandfontein hätten stoßen können. Solches wissend, ließ ich doch zufahren, weil wir wenigstens das Wasser des Großflusses als letztes Rettungsmittel gegen das Verdursten vor uns hatten.

Mehr träumend als wachend, dem Zustand der Besinnungslosigkeit nahe, mußten wir Eltern den anhaltenden Fragen der zwei jüngsten unserer Kinder, Luise und Theodor, zuhören, ohne ihnen ihre erbarmungswürdige Bitte um Wasser gewähren zu können. Stundenlang hielten sie an jenem Abend ihr blechernes Becherlein in der Hand, um es geschwind füllen zu lassen, sobald die Quelle sich zeigen würde. Die drei älteren Kinder, gewiß eben so heftig vom Durst gequält, verhielten sich wunderbar geduldig und schweigsam. Sie sahen ja das Unvermögen aller und glaubten dem Papa, daß wir noch zum Wasser kommen würden. In der That, so gegen 9 Uhr gewahrte man einen tieferen Schatten vor sich liegen, als die Nacht ihn bereitete. Das konnte nur das Gehölz des Großflusses sein. In finsterer Nacht war es nicht ratsam, nur so darauf zuzufahren, man spannte deshalb aus, und wer noch laufen konnte, der lief mit irgend einem Gefäß in die Finsternis hinaus. Ich kehrte, da ich zu weit nach links geraten war, bald unverrichteter Sache zum Wagen zurück. Aber wie dankbar gegen Gott, wie zufrieden und glücklich waren wir, als nach einer Stunde meine Leute mit lauwarmem Flußwasser ankamen. Das war ein Labsal **ohne Gleichen!** Ein Gefäß mit Wasser stand die ganze Nacht auf der Vorkiste, den allezeit Durstigen zum Dienste bereit. Für den nächsten Tag sorgten wir nicht, nachdem wir an diesem vor dem Äußersten gerettet waren.

Köstlich schmeckten auch ein paar Stunden gesunden Schlafs als morgens 3 Uhr die Schwüle ein wenig nachgelassen hatte, und ein leiser Luftzug vom Flusse herunter sich fühlbar machte. Am frühen Morgen lief wieder alles, auch wir mit den Kindern, dem Flusse zu. Man konnte ihm nur mühsam beikommen und kein Bad in ihm nehmen, aber Schöpfwasser zum Waschen war vollauf vorhanden. Wie gut war's, daß ich auf dem Rückwege zum Wagen zwei Männer traf, die mir Auskunft über unsere Lage und die einzuhaltende Richtung geben konnten. Auch ein Führer wurde gefunden, dem wir uns anvertrauen konnten. Ihm nachfolgend, stiegen wir nun von morgens 9 Uhr an bis Sonnenuntergang

(am 30. November) bergan. Der Weg führte viele Stunden lang in einer engen, von steilen Bergwänden eingeschlossenen Schlucht vorwärts, in welcher es in den Mittagsstunden der Hitze wegen fast nicht mehr auszuhalten war. Etliche der schwächsten unserer Milchziegen mußten wir zurücklassen, weil sie vor Durst und Klauenweh nicht mehr weiter konnten. Der Führer war sehr froh, als wir sie ihm zum Lohne anboten. — Daß die armen Ochsen es noch ausgehalten haben, ist fast nicht zu begreifen. Sie reckten bei der Bergfahrt die Zunge handlang heraus und keuchten, daß man das Geräusch in einer Sägemühle zu hören glaubte. Das Wasser im Faß, durch den Sonnenbrand immer heißer geworden, löschte keinen Durst mehr. Für uns war noch der nachgebliebene Essig in der Gurkenflasche ein Labsal.

Noch vor einbrechender Dunkelheit erreichten wir den Gipfel der Höhe, und da, — da sahen wir endlich den verlornen Weg vor uns liegen. Wir entließen nun den Führer und fuhren vergnügten Herzens in's Thal hinab. Da wo die zwei Wege in einander liefen, gönnten wir Menschen und Tieren Ruhe und Zeit, sich zu erquicken. Seit wir von Warmbad abgefahren, hat uns der Thee nie wieder so gut geschmeckt wie an jenem Abend. — Nachts 10 Uhr wurden die Ochsen wieder herbeigetrieben und eingespannt. Morgens 4 Uhr (am 1. Dezember) konnten wir ihnen die Joche wieder vom Nacken nehmen. Wir standen dicht vor der Furt des Großflusses. Derselbe gewöhnlich Oranjefluß, von den Naman Garib genannt, ist der Hauptfluß von Südafrika und bildet die nördliche Grenze der englischen Kapkolonie. Eine köstliche Luft umwehte uns hier. Uns wurde ganz wohlig dabei zu Mute. Aber nun gab's eine neue Aufgabe zu lösen. Wir mußten über den Fluß hinüber. Das bereitete Frau und Kindern nicht wenig Sorge. Ich selbst war vom Jahre 1871 her mit der Umständlichkeit des Übersetzens bekannt und vertraut, und so ging alles in bester Ordnung und rascher Folge vor sich. Der Wagen wurde abgeladen und in seine einzelnen Teile zerlegt. Diese, sowie all' die hunderterlei Sachen, die zur Fracht gehörten, wurden in's Boot geschafft und an's andere Ufer hinübergebracht. Es müssen viele Hände bei solcher Überfahrt zusammenhelfen. Zum Auseinanderlegen des Wagens sind mindestens 6—8 Männer erforderlich. Unterdessen brennt unweit davon ein Feuer, auf welchem für die durstigen Kehlen der Männer Kaffee bereitet wird. Mit Branntwein die Leute bewirten, wie Händler und andere Reisende es thun, gefällt Missionsleuten nicht. Aber an Kaffee läßt man es ebensowenig fehlen, wie an Fleisch und Reis und dem unvermeidlichen Tabak.

Unser Kochtopf mag kaum eine Stunde über dem Feuer gestanden haben, als es hieß: Alles, auch das letzte, muß schnell in's Boot. Drüben am engen, steilen Abhang wurde vollends gar gekocht.

Als wir mitten in der Arbeit begriffen waren, kamen zwei weitere Wagen angefahren, die auch übersetzen wollten. Siehe da, es waren dieselben, die uns den Weg in die Kolonie bahnen sollten. Sie hatten in anderer Weise Unglück gehabt, und waren froh, an dieser Stelle uns wieder zu finden. Helfen konnten sie uns nicht mehr viel, dagegen griff ein Teil meiner Leute tapfer zu, ihre Sachen über den Fluß hinüberzuschaffen. Um die Mittagszeit war unsere Hauptarbeit gethan. Jedermann war glücklich, den Wagen wieder in einander wachsen zu sehen. Als das Innere desselben mit eigenen Händen in Ordnung gebracht war, entfernte sich eins ums andere und nahm trotz Wind und Staub an einem geschützten Ort ein erfrischendes Bad in den erdfarbenen Fluten des Flusses. Was wir durch unser Verirren an Zeit verloren hatten, das war hier durch schönes Ineinandergreifen reichlich wieder eingeholt. Vor 6 Jahren, als ich mit leerem Wagen ohne Familie an einem andern Ort über diesen Fluß setzte, wurde ich durch die Gewinnsucht des Fährmanns drei volle Tage aufgehalten. Wie konnten wir uns jetzt dagegen freuen, als wir nachmittags um 2 Uhr so weit waren, daß man an die Weiterfahrt denken durfte.

Am folgenden Tag (2. Dezember) feierten wir das Adventsfest bei Henkries. Wir hatten, nachdem die Höhe am Ufer erklommen war, die Nacht zum Fahren benutzt. Aber erst morgens 9 Uhr erreichten wir diesen Ort, wo ich für die Fuhrleute und andere, die hinzukamen, einen Gottesdienst hielt. Merkwürdigerweise sahen wir hier wieder das Gehölz des Großflusses. Es lag nur eine Stunde entfernt uns zur Rechten.

Nach gehaltener Rast gings rasch wieder vorwärts. „Immer langsam voran“ lautet zwar der Marsch bei der Ochsenwagenfahrt; daß man sich aber auch beeilen kann, wenn es einmal sein muß, beweist die folgende Thatsache. An einem Orte, wo wir rasten und Mittag halten wollten, wurde in der Zeit von zwei Stunden ausgespannt, abgepackt, Holz gesucht, Feuer gemacht, geschlachtet, Fleisch gesotten, gegessen, abgespült, aufgeladen, Wagen geschmiert und eingespannt. Jede Person hatte schon zuvor ihre bestimmte Arbeit zugewiesen bekommen, sonst wäre solches freilich nicht möglich gewesen.

Daß wir uns jetzt in einem andern, von dem Namaland sehr verschiedenen Länderstrich befanden, der unsern Fuhrleuten manches völlig Neue zeigte, geht aus der Frage derselben hervor: „Was ist denn das für ein wunderlicher Staub, der von oben herabkommt?“ Der Wind hatte sich gelegt, und ein Nebel senkte sich nieder, der in zarten Regen überging. Es war eine Erscheinung, die man im Innern nicht kennt. —

Müde zum Umsinken erreichten wir am Abend des 3. Dezember die Station Steinkopf im Kleinnamaqualand und dankten Gott von Herzen für seine Durchhilfe bis dahin.



Steinkopf.

Vier Wochen waren wir bereits unterwegs, nun konnten wir unsern Wagen heimschicken. „Wie wird die von hier an so verschiedene Weiterreise sich gestalten?“ Diese Frage trat an uns heran, als wir kaum unter dem gastlichen Dache der Geschwister Brecher eingekehrt waren. Bisher stand es in meiner Macht, zu bestimmen, wann aufgebrochen oder stille gehalten werden sollte, fortan waren wir von andern abhängig. Es galt nun, deren Zeit und Stunde einzuhalten. Deswegen mußten wir wissen, wann an dem nächsten Küstenort, in Port Nolloth, das Dampfschiff ankommt, und an welchem Tage ein Personenzug von Steinkopf dahin abgeht. Wir hätten an demselben Abend noch unsere Fahrkarten haben können, und dann wäre es geglückt, innerhalb acht Tagen das Ziel unserer Reise zu erreichen. So schnell konnten wir uns aber nicht losreißen. Wir warteten daher lieber auf die Wiederkehr des Dampfers zehn Tage später.

Wie ganz anders liegt und schläft man doch in einem geräumigen Hause und Bett als im Wagen! Ruhe und Erholung vor der kommenden Seereise war für uns alle zum dringenden Bedürfnis geworden. Zu schaffen und zu sorgen gabs übrigens auch jetzt genug. In den ersten Tagen besonders gab es vollauf zu thun mit Abladen, Einrichten, Ablöhnen des Wagenpersonals und dergl. Was man für die Weiterfahrt nicht bedurfte, schickte man auf die Station zurück und traf schon wieder Anordnungen für die Zeit, in der wir zurückkehren und an einem anderen Orte von der Gemeinde abgeholt zu werden wünschten. Meine liebe Frau war namentlich in Anspruch genommen durch Herstellung besserer Kleider und Besorgung der Wäsche. Neben verschiedenen Besuchen auf der Station machte ich auch mehrere Ausflüge in die Umgegend, z. B. nach Konkordia zu den Geschwistern Dönges, von da zu den Kupferminen in Ukiep ꝛc. — Die Zeit, in welcher wir die Gastfreundschaft der lieben Geschwister Brecher genießen durften, verstrich rasch. Zehn Tage nach unserer Ankunft mußte unser Gepäck auf der Bahnstation abgeliefert werden. Etliche Tage früher verabschiedeten sich unsere Fuhrleute und fuhren nun allein nach Gibeon zurück. Wenn sich bei deren Weggang eine Art von Heimweh in uns regte, so ist das wohl erklärlich. Der Wiedereintritt in die zivilisierte Welt fiel mir wenigstens ebenso schwer, wie das Scheiden von meiner Gemeinde in der Wüste.

Wie hatten unsere Leute sich doch über die eisernen Schienen der Eselsbahn, die von Steinkopf nach Port Nolloth führt, gewundert. Bei unserer Ankunft dicht vor Steinkopf hatten sie den Wagen stehen lassen und waren vorausgelaufen, um den eben herkommenden Zug in der Nähe zu betrachten. Und als er vorüber war, da hatten sie staunend die Schienen mit ihren Händen betastet. Jetzt, da wir Steinkopf verließen, kam unser Dienstmädchen nicht

aus dem Staunen heraus. Sie sah jetzt ja keinen Kochtopf mehr vor sich. Zögernd betrat sie mit uns am Morgen des 15. Dezember den Zug, vor welchen etliche Esel gespannt waren, die uns nach Klipfontein auf die Höhe bringen sollten. Von Schrecken bleich saß sie in einer Ecke und sah zu, wie hier das Vorspann abgelöst wurde und der Wagen nun den mindestens 1000 Fuß hohen Berg hinabrollte. Sie getraute sich fast nicht zu atmen, so sehr hatte die Angst ums Leben sie übermannt. Ich würde übrigens lügen, wenn ich sagte, daß unser Gemüt ganz ruhig dabei geblieben sei. Der Gegensatz, aus dem Ochsenwagen heraus — diesen Berg hinab mit so rasender Geschwindigkeit war doch zu groß, als daß man hätte gleichgültig dabei bleiben können. In der Tiefe auf der Station Anenus angelangt, nahmen wir ein zweites Frühstück bei einer gottesfürchtigen, englischen Dame ein, an die wir empfohlen waren. Von da aus wurden wir wieder mit Eseln weiter befördert. Nachmittags 3 Uhr, also nach Verlauf von acht Stunden im Bahnwagen, fuhr dieser in Nolloth ein. Wir waren am Meere. Bei den Kaufleuten der Missions-Handelsgesellschaft fanden wir Unterkommen, bis wir mit dem Dampfschiff weiter konnten.

Mein erster Gang in dem kleinen Seestädtchen galt der Landungsbrücke. Dort begegnete ich dem Prediger der englischen Kirche, Herrn G., welcher mich ersuchte, am nächsten Sonntage in seinem Kirchlein die Nachmittags-Predigt für Farbige zu halten. War schon der Hauptgottesdienst schwach besucht, so war's mit der Zuhörerschaft am Nachmittag noch viel trauriger bestellt. Hätte ich gewußt, wie wenige kommen würden, dann wäre ich selbst den Farbigen nachgegangen und hätte sie zur Kirche eingeladen. So enttäuscht wie damals betrat ich noch nie die Kanzel. Mit Dank gegen Gott gedachte ich meiner Kirchgänger in der Wüste. Anderthalb Jahre später wurde Herr G. seines Amtes entsetzt, gewiß nicht zum Schaden seiner Gemeinde. —

Herr C., ein deutscher Schiffskapitän und Angestellter am dortigen Hafenplatze, kam mir freundlich mit Rat und That entgegen, ebenso auch die deutschen Kaufleute. Am 18. Dezember, vormittags 10 Uhr, bestiegen wir unser Schiff, die „Namaqua“. Wie viel Bemerkenswertes gab's da für die Neulinge auf See wieder zu schauen und zu besprechen! Der Gegenwind, mit dem wir von der ersten Stunde an zu kämpfen hatten, erhob sich immer stärker und schaukelte die „Namaqua“ wie eine Nußschale umher. Ihr Tiefgang war ein geringer, die Befrachtung eine gar schwache. Außer den 40 ausgedienten Mauleseln, welche die Kupferminen-Gesellschaft zum Verkauf nach Kapstadt sandte, führte der kleine Dampfer keine nennenswerte Fracht mit sich, und für Ballast war auch unzureichend gesorgt. Der Kapitän hielt es für das Beste,

das Schiff anderthalb Tage in der Saldanabai zu bergen, bis der Wind nachgelassen und die See wieder ruhiger geworden sei. Zwei jener Esel in unserem Schiff waren dem Verenden nahe und wurden während unseres Stillliegens zum großen Bedauern unserer Kinder über Bord geschafft. Als dann das Schiff in die äußere Bucht hinausgedampft war, ließ der Kapitän nochmals Anker werfen. Die See ging ihm immer noch zu hoch. Nachts 11 Uhr aber legte sich der Wind. Man probierte auszulaufen, was auch gelang. Ja, es ging so gut vorwärts, daß wir mittags 12 Uhr am vierten Adventsonntag in die Tafelbai einliefen. Damit war das im Oktober uns gesteckte ferne Ziel zum Preise unseres Gottes erreicht.

Kapitel 17.

Die Ferien im Kaplande.

Gewaltig verschieden sind die Verhältnisse der Amtsbrüder in der englischen Kap-Kolonie von denen im Namalande. Als die Rheinische Mission ihre Arbeit im Kaplande begann, da waren es Sklaven, mit denen sie es zu thun hatte, eine gemischte Bevölkerung, die eines nationalen Zusammenhangs entbehrte, dagegen dem englischen Staatsgesetz und dem Hausgesetz des Sklavenhalters unterworfen war. Die freien Stämme an der Landesgrenze brachen aus Furcht, daß auch über sie die Knechtung kommen möchte, mit Sack und Pack auf und wanderten nach Norden. Durch Entweichen fühlten sie sich als Sieger. Nun schlug für die Sklaven in der Kolonie die Zeit der Befreiung. Die Brüder dort hatten manches saure Herrengesicht zu begütigen und durch Wort und Schrift viel Ungleiches zu ebnen, im Uebrigen aber hatten sie doch nur die ruhige Arbeit des Evangelisierens in Kirchen, Schulen und Häusern. Sie genossen die Vorteile der Zivilisation und der Kultur des Landes und brauchten nicht z. B. in allen möglichen Handwerken den Lehrmeister machen. Von dem, was es im Norden für den Missionar zu thun giebt, haben am Kap wohl nur wenige einen rechten Begriff.

Unser Arbeitsfeld in der Wüste ist einem Acker voll Unkraut gleich, den man nicht gewaltsam umpflügen kann. Man streut vielmehr den Samen des göttlichen Wortes mitten unter das Unkraut. Was hervorsprießt, das wird dann sorgsam gepflegt und von böser Umgebung gesäubert. Damit wird Jahr für Jahr fortgefahren, bis das Unkraut sich vermindert und eine Saat Gottes da und dort emporwächst. Dazu aber gehört, daß der Missionar zu einem Diener und Knecht der Leute buchstäblich sich herablasse. Er kann nicht im Herrenrock einhergehen, er muß täglich den Knechtskittel an-

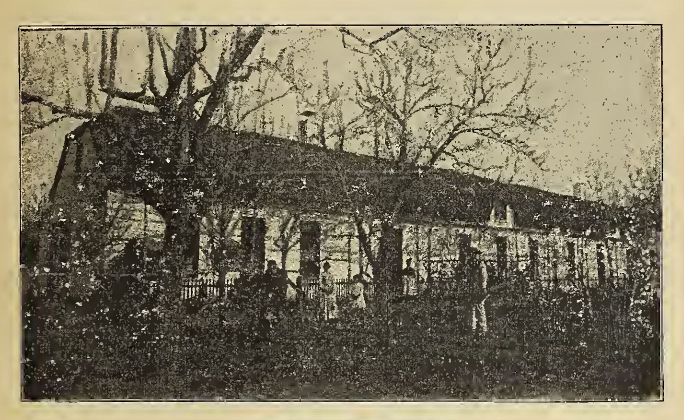
ziehen, wenn er etwas erreichen will. Kommt dann solch ein Missionar nach dem vieljährigen, schweren Dienst im Hottentottenland ruhehungrig hinab ins kulturstrotzende Kapland, was Wunder, wenn es ihn da vielfach anmutet wie eine fremde Welt, und wenn auch nicht selten befremdete Augen auf ihn hinblicken.

Als wir nach der Landung in der Tafelbai den kapischen Boden betreten hatten, da fanden wir, weil es eben Sonntag war, nirgends ein Fuhrwerk, welches die müden Reisenden aufgenommen hätte. In heißer Mittagssonne marschierten wir, abgeholt von einem deutschen Kaufmann, mit unsern fünf Kindern und dem Handgepäck der Stadt zu. Die um 1 Uhr stattfindende Mahlzeit war eben beendet, als wir in dem für uns bestimmten Quartier angelangt waren, wir kamen aber deswegen nicht zu kurz; im Gegenteil, es galt sich zu hüten und den herrlichen Südfrüchten, die unserm Magen etwas ganz Fremdes waren, nicht zu stark zuzusprechen. Den übrigen Teil des Tages verbrachten wir im botanischen Garten, den Abend in der Kirche der St. Martinsgemeinde. Die Nacht brachte wenig Schlaf, wohl infolge der Uebermüdung. Am Nachmittag des andern Tages — es war der 24. Dezember — stiegen wir, ohne noch unseres Gepäckes habhaft geworden zu sein, aufs neue in den Bahnwagen. Anderthalb Stunden später waren wir in Stellenbosch bei unsern Verwandten, den lieben Geschwistern Krönlein, denselben, die früher in Bersaba unsere Nachbarn gewesen waren, und die uns jetzt ihr gastliches Haus öffneten. Wir standen gleich vor dem gedeckten Weihnachtstisch und im Geist vor der Krippe des Kindleins, bei dem alle müden und leidvollen Seelen Ruhe und Labung finden. Aeußerliche Labung wie ich sie suchte und so sehr bedurfte, sollte ich freilich noch nicht finden. Denn ehe das Jahr abgelaufen, schickte man mich viermal auf die Kanzel, und einmal sprach ich unter dem Weihnachtsbaum in der Schule. Am ersten und zweiten Januar hatte ich abermals zu reden, lehnte dann aber, als einer von den abwesenden Brüdern am 5. Januar von der Reise zurückgekommen war, vorerst weitere Teilnahme am Predigen ab. War ich doch an's Kap gekommen, um mich durch Ruhe zu erholen, und nicht andere zu vertreten.

Eines schönen Tages wurde ich von einem lieben, alten Bruder eingeladen, etliche Haus- und Krankenbesuche mit ihm zu machen. Ich staunte nicht wenig, als man mir, schon im Gefährte sitzend, einen großen Sonnenschirm zum Gebrauche anbot. Natürlich spannte ich ihn über mir aus. Ich mußte aber doch in mich hineinlachen und denken: „Was würden meine Gibeoner dazu sagen, wenn ich ihnen mit diesem Deckel begegnen würde!“ Eine derartige, sonst nicht zu verachtende Bequemlichkeit wäre mir in der Wüste gar nicht in den Sinn gekommen. Das sei nur ein Beispiel von

vielen, wie verschieden doch unsere Lebens- und Arbeitsweise im Namaland von der im Kaplande ist.

Das rege Leben in Stellenbosch, die Begegnung mit jüngeren Geschwistern, die von Deutschland her in frischer Kraft ihrem Bestimmungsort entgegenrückten, gab auch in unsere Brust wieder ein wenig Reiselust. So wurde denn, als ich mich körperlich wieder etwas kräftiger fühlte, ein Ausflug über Sarepta nach Mamre, der Brüderstation, unternommen, allwo wir unseren Vetter, Missionar Schmidt, besuchen wollten. In der Nacht aber vor unserer Wegfahrt hatten wir noch einen kräftigen Schrecken durchzumachen. Es war Sonntag Abend, ich war spät zu Bette gekommen und noch nicht eingeschlafen, als plötzlich Feuerlärm



Stellenboscher Missionshaus.

entstand und eine Feuerspritze an unserem Hause vorüberrasselte. Schleunigst fuhr ich in meine Kleider und trat unter die Thür, siehe, da flogen auch schon die Funken über unser Strohdach hin. Es brannte in einem ganz nahe liegenden Hause, welches der Rheinischen Mission zugehörte. Zum Glück gings gnädig ab. Mit der Nachtruhe freilich wars vorbei; gleichwohl traten wir in der Frühe des folgenden Tages die geplante Reise an. Wie freute ich mich auf das stille Sarepta!*) Merkwürdig! Etwa ein Jahr früher hatte ich in Gibeon einen kapischen Händler gefragt, wo er uns im Kaplande ein stilles Plätzchen nennen könne, an welchem

*) Hier verweilten wir etliche Tage bei dem verwitweten Br. Rath, ehe wir die Reise nach Mamre fortsetzten.

wir uns, zurückgezogen vom Trubel der Welt, erholen könnten. Er nannte mir „Mamre“. Umgehend schrieb ich an Vetter Schmidt, der aber damals noch nicht in Mamre war, und bat ihn, beim Vorstand der dortigen Gemeinde einmal anzufragen, ob ein mehrmonatlicher Aufenthalt für uns dort möglich sei. Der teure Bruder L.. dortselbst meinte wohl, wir würden mit unserem Ochsenwagen einrücken, wofür die Verhältnisse in Mamre freilich nicht günstig gewesen wären. Kurzum, wir sahen davon ab, fuhren nun aber am 30. Januar dennoch, und zwar mit dem eigenen Wagen des lieben Bruder L.. in Mamre ein, wohin unser Vetter inzwischen versetzt worden war, und verlebten dort die zwei ruhigsten Wochen während unseres ganzen Aufenthaltes am Kap. Dank sei den lieben Geschwistern allen für ihre Aufopferung!

Unsere Herzen hatten freilich damals viel auf sich liegen. Die Angelegenheit bezüglich unserer Kinder mußte sich jetzt entscheiden. Die große Frage stand vor uns: Sollen wir sie in den Anstalten zu Stellenbosch unterbringen, oder zu ihrer Ausbildung nach Deutschland senden? Es bedurfte fürwahr viel Besinnens, Beratens und Betens, um zum Entschluß zu kommen. Ein Jahr früher hatten zwei Brüder, die wie wir von Norden gekommen waren, ihre Kinder in Stellenbosch untergebracht. Es lag so nahe, ihrem Beispiel zu folgen. Aber für die Aufnahme in die Stellenboscher Anstalten waren unsere Kinder noch zu jung. Wir hätten sie in Pension geben müssen, bis sie das erforderliche Alter erreicht haben würden; aber das schien uns ebenso unzweckmäßig zu sein, als sie wieder in die Wüste zurückzunehmen. Zeitig genug hatten wir die ganze Angelegenheit unserer Missionsleitung in Barmen vorgelegt und wollten einfach deren Entscheidung abwarten. Diese kam denn auch in meine Hände und zwar schon am 4. Februar, als ich eben in Mamre war. Wegen der Kinder wurde die Sache dadurch entschieden. Sie sollten nach Deutschland. Aber etwas anderes begann uns tief zu bewegen. In dem Schreiben des Herrn Inspektor Fabri wurde es mir nämlich freigestellt, — freilich unter gewissen Bedingungen —, unsere Kinder selbst nach Deutschland zu bringen, oder sie anderen Geschwistern auf dem Wege nach Europa anzuvertrauen und nach einigen Jahren die anderen nachzubringen. Hiernach handelte es sich nicht mehr allein um die Kinder, sondern fast mehr um uns selbst. Sollten wir vorwärts oder rückwärts gehen, unsere Lieblinge nach Deutschland begleiten, oder am Kap sie vom Herzen reißen? — Siehe da, unser Herr Gott zeigte uns schließlich den Weg, den wir gehen sollten. Am 20. Februar trafen die Geschwister Brinker aus Hereroland in Stellenbosch ein. Diese waren entschlossen, nach Deutschland zu gehen, und auch bereit, unsere Kinder mit sich zu nehmen. Das genügte zur Entscheidung. Wir entschlossen uns, auf unseren

Missionsposten zurückzukehren und unsere drei ältesten Kinder nach Deutschland zu senden.

Auf dem Rückweg von Mamre nach Stellenbosch kamen wir an Kapstadt vorbei. Ich beriet mich dort mit einem Arzt, welcher meinte, nicht nur 3 bis 4 Monate Aufenthalt am Kap wäre mir nötig, sondern ein ganzes Jahr. Noch zuträglicher für meine angegriffenen Nerven würden zwei deutsche Winter sein. Nun, ein Doktor hat gut reden! Wenn er mir nur einen Stellvertreter in Gibeon und wirkliche Ruhe in Deutschland hätte verschreiben können!

Als wir nach Stellenbosch zurückkamen, waren dort schon Gerüchte im Umlauf, als ob wir vorhätten, nach Deutschland zu gehen. Dagegen erklärten wir frank und frei: Wir gehen sobald als möglich ins Großnamaland zurück. Ach, — Unentschiedenheit ist etwas Furchtbares! Darum wollte ich auch, nachdem wir einmal Beschluß gefaßt hatten, entschieden vorgehen. Ich schrieb, noch ehe der Februar zu Ende lief, an meine Gemeinde und bestellte mit der Märzpost die Fuhrleute, die uns in Angra-Pequena wieder abholen sollten, für den Monat April dahin, jedoch ohne zu wissen, wie noch alles kommen würde.

Die große Hitze im Februar, namentlich aber die endlosen Gemütsbewegungen jener Zeit setzten mir wieder so stark zu, daß ich fast zu nichts mehr fähig war, als zum Liegen und Seufzen nach Ruhe. Durch eine Reise nach Somerset-West und den Gebrauch der dortigen Seebäder schien mir diese Ruhe und Genesung zu teil werden zu können. Ich ließ mich bewegen und ging. Die Seebäder förderten aber, nachdem ich ein halbes Dutzend gebraucht, ein anderes Uebel zu tage, welches lebensgefährlich für mich hätte werden können. Zudem wehte ein so starker Südostwind, daß man sich fast nicht im Freien aufhalten konnte. Auch an das Rauschen der am Ufer sich brechenden Wogen wollten meine schwachen Nerven sich nicht gewöhnen. Gelegentlich sah ich auch zu, wie eine der wenigen Strandwohnungen, von einer badenden Familie bewohnt, im Feuer aufging. Zur selben Zeit erfuhr ich auch, daß mein Geburtsort in der Heimat von einer Feuersbrunst heimgesucht worden sei, welche unter andern acht Wohnhäusern auch das in Asche legte, in dem ich dereinst die ersten vierzehn Jahre meines Lebens zugebracht habe. Das alles reichte hin, abgesehen von sonstigem, meine Badekur in Somerset-West aufzugeben. Es war mir mehr daran gelegen, für den Monat März eine Schiffsgelegenheit zur Heimreise nach Gibeon zu finden, nachdem ich sattsam erfahren, daß es am Kap keine Erholung für mich gab.

Heimwärts nach Gibeon! Dieser Gedanke erfüllte jetzt meine ganze Seele. Am 5. März fuhr ich mit meiner Frau nach Kap-

stadt. Wir hatten Hoffnung, am 20. mit einem Schiff, welches für die Walfischbai bestimmt war, in See gehen zu können. Das Landen in der Angra-Pequenabai hätte hier aber zu hohe Kosten verursacht, weshalb sich die Sache wieder zerschlug. Am 15. März erfuhren wir, daß die „Seabird", ein anderes Schiff, welches in unserer Richtung ging, auslaufen werde. So rasch als möglich setzte ich alle Kräfte in Bewegung, mit ihr noch fortzukommen, jedoch vergebens. Am folgenden Tage schon stach sie in See. Nochmals gab uns ein Agent in jener Zeit Hoffnung, hinwegzukommen, aber wir sahen uns nur abermals getäuscht.

So waren wir denn zum Warten gezwungen. Ich benützte diese Zeit, um noch etliche Stationen im Kapland zu besuchen und dadurch wohlthätige Zerstreuung zu finden. So lernte ich in Steinthal den l. Bruder Zahn kennen, für den ich am Sonntag die Gottesdienste hielt, da er eben von bösen Rheumatismen geplagt war. Auch in Worcester bei Bruder Esselen und in der Umgegend sah ich mich um und freute mich über die dort erzielten schönen Erfolge. Zum Geburtstag unseres Johannes am 29. März kam ich wieder nach Stellenbosch zurück. Man sprach schon wieder von der Rückkehr der „Seabird", widerrief diese Aussicht aber eben so oft.

Der Monat April brachte allerlei Abwechselung. Wir wurden bald da, bald dort eingeladen. Einen sehr angenehmen Abend verbrachten wir bei Herrn Professor Murray, so auch bei dem Farmer R., einem christlich gesinnten Manne, und anderen. Desgleichen kehrten häufig alte Bekannte wie Unbekannte bei den Verwandten ein. Rasch verstrich die Zeit. Die trockene Hitze machte im April dem Regenwetter Platz und schloß uns zwischen die vier Mauern ein. Leider brachte der Wechsel der Temperatur uns allen eine starke Erkältung. Als jedoch die sog. Influenza gewichen war, spürte ich, wie sehr die kühle Witterung meinem Kopfleiden und Schwindel Einhalt that. Ich konnte nun auch wieder einige Missions- und Betstunden halten. Endlich kam die bestimmte Nachricht, am 16. sei die „Seabird" in die Tafelbai eingelaufen. Unter den vielen in ihr ankernden Schiffen war keins, das seinen Kurs in unserer Richtung so fest innehielt wie dieses. Jetzt dachte man mit Ernst ans Vorbereiten, Einkaufen, Packen*), Abschiednehmen. Weshalb wir mit einer fast krankhaften Sehnsucht dem Tage unserer Abreise entgegensahen, wird aus dem Folgenden erst recht deutlich werden.

Die lieben Geschwister Brinker, die unsere Kinder mit sich nach Deutschland nehmen sollten, gedachten sich am 7. Mai einzu-

*) Es galt ja wieder für ein Jahr sich zu verproviantieren, für Kirche und Schulgemeinde u. s. w. zu sorgen.

schiffen. Wir waren für den 1. Mai bestellt, in Kapstadt zur Abfahrt bereit zu sein. Noch feierten wir mit den l. Verwandten das Osterfest. Gleich darnach wanderten unsere Kisten auf die Bahn. Wir selbst folgten am 29. April nach. Zuvor galt es aber Abschied nehmen nicht allein von den lieben Geschwistern und Verwandten Krönlein, die uns nun vier Monate lang beherbergt hatten, sondern auch von unseren Kindern: Auguste, Johannes und Gottlieb. Wie schwer es ging, uns von ihnen loszureißen, wem könnten wir das beschreiben? Wer es nicht erlebt und empfunden hat, weiß, versteht und glaubt es nicht. Auf den Knieen liegend, im heißen Kampf mit Gott ringend, befahlen wir unsere Kinder samt den übrigen Reisenden dem Schutze des barmherzigen Herrn nnd Heilandes. Segnend ruhte die Hand des Vaters auf den Häuptern der Lieblinge. Noch einen Kuß und unter Thränen eilten wir hinweg. Die Kinder selbst, an Entbehrungen aller Art gewöhnt, zeigten sich auch hier wunderbar gefaßt und ruhig.

In der Seestadt angekommen, besorgten wir am nächsten Tag fast alles unser Handgepäck aufs Schiff. Ach, daß wir gleich fortgekommen wären! Allein dazu fehlte es nur an einer großen Kleinigkeit, — an gutem Wind. Stündlich hofften die Seeleute, daß er sich einstellen werde. Statt dessen umwölkte sich der Himmel mehr und mehr und brachte Wind und Regen aus Norden übergenug, was den südwärts segelnden Schiffen ganz erwünscht kam, uns aber auf eine sehr harte Geduldsprobe setzte. Ein Tag nach dem andern ging dahin. Wir mußten in Kapstadt weilen. Wie trüb und stürmisch war es auch in unserem Innern. Am Abend des 6. Mai kamen unter strömendem Regen auch die Geschwister Brinker mit unseren Kindern nach Kapstadt, um ihrerseits die Seereise anzutreten. Beim Wiedersehen mußte die noch blutende Wunde des Abschieds aufs Neue sich öffnen. Oder hätten wir jeglicher Begegnung ausweichen sollen? Hätten wir damit nicht uns und unsern Kindern einen Schmerz anderer Art bereitet? — Am Nachmittag des folgenden Tages begleiteten wir die nach Deutschland Reisenden an Bord ihres Schiffes und sahen noch, wie sie sich einrichteten. Etwas später, während eines heftigen Regengusses, blickten wir diesem Schiff, das unser Teuerstes barg, mit Thränen in den Augen nach. Kräftig dampfte es ins offene Meer hinaus, stark genug, mit den von Norden entgegenrollenden Wogen in den Kampf sich einzulassen. Wir aber mußten warten, immer noch warten! Schweigend, aber in dem Herzen mit dem Herrn redend, fuhren wir nach unserem Quartier zurück und kämpften dort den Schmerz des Scheidens nieder. — Auguste, das älteste unserer Kinder, hatten wir nach Gottes verborgenem Ratschluß an jenem Abend zum letztenmale in diesem Leben gesehen! Eine rasch

sich entwickelnde Diphtheritis riß die junge Blüte schnell dahin. Schon am 12. Mai, am ersten Sonntag an Bord des Dampfers, holte der Herr die Seele des lieben Mädchens heim. —

Oh! es war gut für uns Eltern, daß wir diese Trauerbotschaft erst am 17. Juli zu hören bekamen und nicht schon während der harten Probezeit in Kapstadt. Etwa 300 engl. Meilen südlich von St. Helena wurde der zarte Leib unseres Kindes in die Tiefe des Meeres gesenkt. — Sechzehn Monate später kam ich selbst an jener Wasserwelt zur Stunde ihres Entschlummerns vorüber, und zitternd, im stummen Weh schrieb die Hand nieder, was das Herz dachte und empfand:

„Dort weilt mein Geist, wo wir zum letzten Male
Hienieden uns geseh'n, wo meine Hand
Auf meiner Kinder Haupt sich segnend legte,
Wo ihre Thränen netzten Vatershand.

Dort weilt mein Geist, wo wir mit einem Male
Dich uns entrissen sah'n. „O weinet nicht",
So riefest du, „ich ging ja heim zu Jesu
Und zu den lieben Engeln; weinet nicht!"

Dort weilt mein Geist, wo dein verklärtes Auge
Im ew'gen Lichte nun den Heiland schaut,
Und wo wir selbst dich wiedersehen werden,
Wenn Gott aus uns'rem Staub uns neu erbaut."

Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend hatten wir nach jenem zweiten Abschied von unseren Kindern noch volle vierzehn Tage auf guten Wind zu harren. Mehrmals wurde uns die Abreise für den nächsten Tag in Aussicht gestellt, am andern Morgen schüttete und stürmte es gewöhnlich noch ärger wie am Abend vorher und mit der Abfahrt war es dann wieder nichts. Unser Gepäck war auf dem Schiff. Wir hatten außer den Reisekleidern auf dem Leibe fast nichts und waren schon seit Ende April von allem Nötigen entblößt. An jedem Sonnabend mußte für neue Leibwäsche gesorgt werden; im übrigen mochten wir uns fast vor niemand mehr sehen lassen. Doch das alles wäre noch das Geringste gewesen. Etwas anderes war es, das die Spannkraft des Geistes und Glaubens bis aufs äußerste in Anspruch nahm. Und was konnte das sein? Die Antwort lautet kurz: Wir sahen anfang Juni Elternhoffnungen entgegen. Bei unserer Abreise in Gibeon hatten wir gerechnet, um diese Zeit wieder daheim, jedenfalls aber auf irgend einer der Stationen Großnamalands zu sein. Daher das Drängen und Suchen nach Schiffsgelegenheit schon seit Ende Februar. Nachdem die Abfahrt sich nun aber bis in die zweite Hälfte des Mai verzögert hatte, wäre es da nicht besser gewesen, den erhofften Termin in Stellenbosch abzuwarten und

später die Reise zu unternehmen? Ohne Zweifel, falls keine „Wenn“ und „Aber“ so stark mitgesprochen hätten. Die Verwicklung unserer Lage war ja ganz unbeschreiblich. Wenn ich einigermaßen die Unruhe meines Gemütes für kurze Zeit bemeistert hatte, dann brachte die Frage: „Bleiben oder gehen?“ wieder um so heftigere Anfechtung. Der Glaube sagte: Du darfst es wagen, zu gehen, du darfst es wagen im Namen Jesu, der ja in der Wüste schon so oft und wunderbar geholfen hat. Aber der Verstand warf dagegen ein: Wie wird man uns beurteilen, wenn wir gehen? Es ist ja eigentlich tollkühn, jetzt gehen zu wollen. Die Vernunft und das Gottvertrauen haben in jenen Tagen einen furchtbaren Kampf mit einander in unserem Innern ausgefochten. — — Eines war es doch, das mich allmählich zur Klarheit und größeren Entschiedenheit hinführte. Das war der Gedanke: Du hast deiner Gemeinde versprochen zu kommen, du hast die Leute, die dich abholen sollen, an den Strand bestellt, und — ein Namamissionar steht zu seiner Gemeinde in einem anderen Verhältnis, als etwa Geschäftsleute zu einander stehen. Das Wort eines Missionars den Heiden und neubekehrten Christen gegenüber muß unverbrüchlich sein. Ich hätte meinen Ruf durch Wortbruch untergraben, wenn ich geblieben wäre. Für Mitte April hatte ich die Fuhrleute von Gibeon an den Seestrand nach Angra-Pequena bestellt, uns dort abzuholen. Daß sie sich genau an meine Weisung halten würden, dessen war ich versichert. Und in der That, schon ehe wir Stellenbosch verließen, harrten die Fuhrleute in der Nähe des Seestrandes auf ihren sonst so pünktlichen Lehrer. Ihr Proviant mußte jedenfalls auf die Neige gehen. Ich hatte Menschenleben auf dem Gewissen, und zwar nicht nur ihres, sondern obendrein unser eigenes. Denn, gesetzt den Fall, wir wären bis August am Kap geblieben, — und auf so lange mußten wir rechnen, dann wären meine Leute jedenfalls im Unmut und von Not gezwungen davongefahren und wahrscheinlich nach Gibeon zurückgekehrt und hätten keine Lust verspürt, ein paar Wochen später abermals mit den müden, mageren Ochsen einen Weg von 100 Stunden dem „unzuverlässigen“ Lehrer entgegenzukommen. Diesem Unheil **mußte** vorgebeugt werden, selbst auf die Gefahr hin, daß niemand am Kap unser Handeln verstehen sollte. Und wie gewichtig fiel auch anderes noch in die Wagschale, z. B. daß das bereits gezahlte Fahrgeld nach Angra-Pequena verloren gewesen wäre, falls wir zurückgeblieben wären, dann überhaupt die für doppelte Reise meiner Fuhrleute und für unsern weiteren Aufenthalt erwachsenden großen Kosten in einer Zeit, da ich wegen vermehrten Einkaufs ohnehin schon Schulden auf dem Rücken hatte. Das alles und vieles andere wurde ja lange, lange und immer wieder erwogen. Unser Entschluß aber wurde immer fester; wußten wir

ja: Wir gehen nicht den Weg der Bequemlichkeit, sondern den der Selbstverleugnung und des Glaubens, und dieser erschien uns besser wie jener. Darum blieb unsere Losung: „Zurück ins Namaland!“

Kapitel 18.

Zurück ins Namaland.

Am Vormittag des 20. Mai traten drei Brüder in unser Quartier ein. Sie hatten ein ernstes Wort mit mir zu reden, und ich einen harten Anlauf zu bestehen. Himmel und Hölle wurde mir vorgestellt. „Ich möchte doch die Tragweite unseres Schrittes reiflich überlegen.“ Aber, o Gott, hatte ich denn nicht reiflich überlegt? — Einer von ihnen riet schließlich: Wenn vor Ablauf der Woche kein Ruf erfolgt, an Bord zu gehen, dann nach Stellenbosch zurückzukehren, im andern Fall dem Rufe zu folgen. Damit war die Sache nochmals Gott dem Herrn gleichsam in die Hände gelegt. Es war Montag. Die lieben Brüder verabschiedeten sich von uns. Wir zogen den uns gegenüber wohnenden Arzt Dr. K. noch zu Rate. Dieser machte uns Mut. Siehe da, am Mittwoch, den 22. Mai, vormittags 10 Uhr, kam der Befehl, um 12 Uhr desselben Tages an Bord zu sein. Ists nicht wieder eine Täuschung? „Wir haben ja noch immer Gegenwind“, erwiderte ich halb scherzend, halb zweifelnd. „Wohl“, hieß es, „aber der Mondwechsel wird Aenderung bringen.“

Eine Stunde später hatte ich das Ruder in der Hand. Es war eben 12 Uhr, als wir an einer Strickleiter zum Schiffe hinaufstiegen. Der Kapitän ließ die Segel hissen, die Matrosen wanden den Anker auf. Langsam ging es vorwärts dem Nordwind entgegen. Unsre Augen suchten Gott; ihm befahlen wir unseren Weg.

Als die Sonne unterging, hatten alle das Lager aufgesucht, weil die Seekrankheit, jener üble Gast, sich einstellte. Und drei Stunden später, abends 9 Uhr, legte Gott der Herr uns Zwillingskinder in die Hände. — Wer vermöchte es mitzufühlen, wie uns zu Mute war! Welche Hilfe unseres Gottes und — welche Ueberraschung! Unter verzweifeltem Kampf mit der Seekrankheit waren wir überglücklich; unser Herz war voll Lob und Dank gegen Gott! Die zitternden Hände waren voll Arbeit, im Innersten aber trug ich ein Siegesgefühl, wie ich's sonst nie verspürt. In der größten menschlichen Schwäche und Ohnmacht, welche Kraft vom Herrn! Scheinbar verfrüht und doch zur besten Zeit! Ja, wir haben Wunder von Gottes Barmherzigkeit erlebt. Der Herr hat unsern von außen wie innen so stark angefochtenen Glauben herrlich belohnt.

Wie freundlich war es, daß der Kapitän von vornherein uns seine eigene Kabine zu bewohnen gab, welche zu wünschen uns nie in den Sinn gekommen wäre! Wie gefällig war sein Bedienter, ein verheirateter, älterer Mann, der mehr, als wir verlangten, zu unseren Diensten bereit stand! Wie ermutigend war's, daß am Abend des folgenden Tages der Gegenwind nachließ, ein Südostwind zu wehen begann, die hohe See schwand, die Würgerei im Magen aufhörte, und das Schiff von Strömung und Wind mit einer Schnelligkeit der Küste entlang getrieben wurde, die der eines Dampfers gleich kam! Sieht der Seemann heiter drein, ist's 'ne Lust, an Bord zn sein.

Beim Bekanntwerden des Vorgefallenen erbot der Kapitän sich, das Schiff zu wenden und zur Tafelbai zurückzukehren. Wie gerne dankten wir ihm für seine rührende Güte! Wer weiß, wie es uns ergangen wäre, hätte unser Schiff nur 12 Stunden später das Kap verlassen! Ja, nicht ohne Schrecken konnten wir an die Lage denken, in die wir dann geraten wären. Dagegen hatten wir hier im Schiff durch Gottes wunderbare Hilfe gerade das, was wir so sehr bedurften. Meine Frau genoß die größtmögliche Ruhe und die ungeteilteste Pflege ihres Mannes. Um einen Haushalt brauchte sie sich hier gar nicht zu kümmern, und die älteren Kinder wurden von ihrer Katharine versorgt. Meine Frau bekannte später, daß sie es noch nie so ruhig im Wochenbett gehabt habe, wie damals auf See.

In der Frühe des 26. Mai gewahrte der Kapitän, daß er in der Nähe unsres Landungsplatzes sei, und ließ nun direkt auf die Küste lossteuern. An demselben Nachmittag noch um 4 Uhr fiel der Anker in der Pequenabai. In der Zeit von 4 Tagen waren somit mehr wie 7 Breitengrade zurückgelegt. Weil es Sonntag war, wurde das Ausladen für den nächsten Morgen aufgespart, was uns sehr zu statten kam. — Schon bei der Einfahrt hatte ich mit dem Fernrohr in der Hand prüfend das Ufer betrachtet und war nicht ganz hoffnungslos zu meiner Frau in die Kabine zurückgekehrt. Ich hatte so irgend etwas wie einen alten Wagen entdeckt. Uns war's wohlig und selig um's Herz. In der sicheren Bucht vor Anker liegen dürfen, war doch noch schöner, als stets geschaukelt zu werden. Bis nachts 2 Uhr wurden Briefe geschrieben und dann noch zu schlafen versucht. Ein arbeitsreicher Tag lag vor uns.

Am frühen Morgen des folgenden Tages ruderte ich ans Land. Meine Fuhrleute fand ich, wie vorauszusehen war, nicht vor. Aber etliche Menschen sind ja immer hier an der Bai zu treffen, und so empfing ich denn sogleich eine Kunde, die mich tief betrüben mußte: „Herr Kreft ist gestorben“. Er, der liebe Bruder, derselbe, welcher vor 13 Jahren mich an dieser Bai

begrüßt und in's Namaland eingeführt hatte, den ich auch jetzt wieder nach Verabredung hier zu treffen dachte, er war selig heimgegangen. —

Besorgt um meine Frau kehrte ich wieder auf das Schiff zurück, um sie selbst mit dieser Botschaft bekannt zu machen, kam aber hierzu leider schon zu spät. Abermals ruderte ich dann ans Land und untersuchte nun den alten Ochsenwagen genauer. Er war gerade recht, um für meine Frau und die Kleinen als Lagerstätte hergerichtet zu werden. Nach einigem Fragen und Suchen fand sich ein Segeltuch, das über ihn gespannt wurde. Die offenen Stellen wurden zugestopft und verrammelt, die Dielen und Leitern gereinigt, dann Matratzen herbeigeschafft und ein Bett darin aufgeschlagen, so gut es möglich war. Inzwischen wurden auch meine Waren ans Land geschafft, und es gab vollauf zu thun, um sie zu verzeichnen und an ihren Ort zu stellen. Mit eintretender Flut um Mittag wollte der Kapitän schon wieder Kehrt machen. Im Schiff gab's auch noch mancherlei zu ordnen, einzupacken, fortzuschaffen und die letzte Mahlzeit an Bord einzunehmen, ehe wir den eigenen Haushalt einrichteten.

Ohne Unfall, wenngleich wir nicht ohne Sorgen zusehen konnten, hoben sodann die Matrosen meine Frau ins Boot. Ihr folgten zunächst die Neugeborenen in warme Tücher gehüllt, dann das Dienstmädchen und die zwei anderen Kinder. Am Ufer ging man ebenso vorsichtig wieder zu Werk. Einen Augenblick auf einer Kiste sitzend, überfiel meine Frau ein Zittern und Schaudern, glücklicherweise ohne weitere schlimme Folgen. Schnell hob ich sie in den Wagen und unserer Brust entrang sich wiederum der Ruf: Gott sei Dank, daß wir so weit sind! An Klagen und Seufzen über Entbehrungen dachten wir nicht im mindesten. O wie glücklich ist man, wenn man sagen kann: Ich bin zufrieden!

Genau fünf Tage nach unserer Abfahrt aus der Tafelbai schwebte unser Schiff, unser denkwürdiger „Seevogel" (die Seabird) aus der Bucht wieder hinaus in's offene Meer. Wir wünschten ihm von Herzen glückliche Reise und überlegten nun zunächst, was am nötigsten zu thun sei. Ja, was war es anderes, als die Sorge um Erhaltung des Leibes und Lebens! Der Kochapparat wurde aus der Kiste gepackt, der Proviantsack herbeigeholt, zerschlagene Kisten als Brennholz gesammelt, das in Kapstadt gefüllte Wasserfaß geöffnet u. dergl. mehr. Die besseren Kleider wurden jetzt mit passenderen vertauscht, kurz für Zeitvertreib war reichlich gesorgt. Unsere Katharina konnte jetzt das in Steinkopf abgebrochene Geschäft am Feuer wieder aufnehmen. Gar komisch kam es ihr vor, als wir schmackhaftes Fleisch aßen, das *sie* nicht gekocht hatte, sondern das ich aus einer verschlossenen Büchse hervorholte. Unser Kapitän war nämlich so gefällig gewesen, uns zwei solcher Büchsen zurück-

zulassen, und der Koch hatte noch allerlei Päckchen mit mehlartigem Inhalt für die Schwachen hinzugefügt.

Eine Freundlichkeit, freilich eine etwas zweifelhafte, war es auch, daß der Aufseher über die Guanogräber in der Pequenabai seine Wohnung uns zur Benutzung anbot. Doch wir dankten und zogen unseren alten Ochsenwagen, wo wir uns nun einmal eingerichtet hatten, einer unreinen, hölzernen Baracke vor.

Gleich nach der Landung der Waren lief ein von uns abgesandter Buschmann mit Briefen in's Innere, unsere Fuhrleute zu suchen und herbei zu holen. Wie glücklich durften wir uns schätzen, daß diese mit dem Wagen schon nach Verlauf einer Woche bei uns ankamen. Es war eine Woche, die in der ersten Hälfte schönes Wetter brachte; in den folgenden Tagen aber stürmte es gewaltig, und wir konnten vor Staub und dicker Luft hinter dem Vorhang fast nicht mehr atmen. — Wieder war es Sonntag. Vor dem Frühstück schon stand ich mit dem Fernrohr auf der Spitze eines ziemlich entfernten Hügels und sah nach menschlichen Wesen aus. Wirklich entdeckte ich zwei Männer zu Fuß über die Berge daher kommen. Als ich zurückkam, hatten sie meine Frau schon begrüßt. Es waren zwei unserer getreuen Gibeoner; unsere Wagen, begleitet von Bruder Hegner, folgten bald nach. Sobald alle Wagen eingetroffen waren, und die Fuhrleute sich gestärkt hatten, mußte mit dem Aufladen der Waren begonnen werden. Das war diesmal keine kleine Aufgabe. Außer dem Proviant und den Tauschartikeln für ein ganzes Jahr hatte ich diesmal ja ganz außergewöhnliche Dinge mitgebracht, z. B. zwei Fässer Cement, die so schwer waren, daß acht Männer sie kaum aufheben konnten, dann Eisenblech, Bambusstangen zu einer langen Leiter, Bauholz, eine schwere Feldschmiede, ein Harmonium und anderes mehr. Daß diese meine Waren acht Tage am Seeufer stehen durften, dafür hatte ich dem oben erwähnten freundlichen Aufseher 5 Pfd. Sterling (100 Mark) zu zahlen. Derselbe, der nicht etwa ein Zollbeamter ist, bezog jährlich im Durchschnitt von 5 Namamissionaren 25 Pfd. Sterling solchen „Lagergeldes“. Leider bekam ich noch zum Ueberfluß einen scharfen Wortwechsel mit ihm bezüglich gestohlenen Tabaks. Er hatte bei diesem Diebstahl mit den Matrosen unter einer Decke gesteckt.

Gegen Abend glückte es, loszukommen. Jeder Wagen trug so etwa 50 bis 60 Centner und hatte acht Paar Ochsen vorgespannt. Es dauerte lange, bis alle in Bewegung waren. — Anfangs ging's ziemlich gut vorwärts; als aber der Abend und die Dunkelheit einbrach, da machte sich die Steigung des Bodens immer fühlbarer. Ein Sandberg um den andern lag vor uns. Alle Viertelstunden ließ man die keuchenden Ochsen ein wenig ausschnaufen, sie durften aber „nicht kalt werden“. So gings die ganze Nacht

hindurch fort. Zuweilen mußte die Richtung mit der Laterne gesucht und ein nicht allzusteiler Abhang gefunden werden, ehe man weiter konnte. Spuren eines Weges ließen sich in diesen wilden Stein- und Sandmassen höchst selten entdecken. So verstrich auch der Tag und die folgende Nacht, bis wir um die Mittagszeit des 4. Juni die erste Wasserstelle bei Ugama (Salzwasser) erreichten. Die Fuhrleute machten sich schnell an's Graben nach Wasser. Alle litten schon lange stark an Durst. Das Schöpfen wollte kein Ende nehmen, und das Tränken der Ochsen hielt an bis zum späten Abend. Fünf Tage lang hatten diese ohne Wasser es aushalten müssen! Noch länger fehlte es an Weide, und von hier aus mußten sie mindestens noch einen vollen Tag ziehen, ehe das erste Gras bei Tsirub sichtbar ward.

Als es wieder weiter ging, blieb mein Wagen, der am schwersten war, gleich beim ersten Losziehen stecken. Vier Stunden that er keinen Ruck von der Stelle trotz öfteren Vorspanns. Erst als 16 Paar Ochsen vorgespannt waren und die eingesunkenen Räder freien Spielraum bekamen, glückte es, wieder loszukommen. Ein steiler Sandberg war jetzt zu erklimmen. Alle Fuhrleute mit ihren langen Peitschen waren in Thätigkeit. Wer konnte, schob an den Rädern oder schrie aus Leibeskräften. Die meisten Männer, auch ich, konnten kein lautes Wort mehr reden, als endlich die Höhe gewonnen war. Die armen Tiere! Wie mußten wir unbarmherzig gegen sie sein! Aber es war unausweichliche Pflicht, um ungleich größerem Uebel zu entrinnen. Handelte es sich ja selbst um die Erhaltung unseres Lebens. Einer der Zugochsen konnte vor Klauenweh nicht mehr auftreten. Aus der Haut eines seiner Kameraden wurden Schuhe für ihn gemacht, dann wurde er zu Boden geworfen, um sie ihm anzuziehen, worüber unsere Kinder Louise und Theodor ein fürchterliches Geschrei erhoben.

Um Mitternacht des 5. Juni wurde bei Tsirub ausgespannt, weil man Gras in der Nähe für die armen Tiere vermutete. Man ließ sie deshalb laufen und für sich sorgen und scharte sich selbst um das brennende Feuer und den Fleischtopf auf demselben. Das letzte Restchen Kapwasser, das ich immer noch für meine Familie aufgespart, wurde vollends ausgetrunken. Das Salzwasser in den Fässern war auch schon auf der Neige, aber noch keine Aussicht vorhanden, innerhalb 30 Stunden die berühmten Quellen A o s zu erreichen. Die alte Not, vom Großfluß her noch gut in Erinnerung, machte sich allmählich wieder geltend. Doch befanden wir uns jetzt gottlob auf bekanntem Boden, was uns einigermaßen beruhigte. Einer unserer Männer nahm das kleine, etliche Liter fassende Handfäßchen und wandte sich damit abseits den Felsbänken zu, in der Hoffnung, irgendwo ein Regenwasser zu finden. Nach einigen Stunden Gehens fand er wirklich noch ein wenig in einer tiefen

Felsspalte. Es war wie vom Herrn versehen. — Morgens 9 Uhr endlich am 7. Juni erreichten wir Aos. Es war Sonnabend vor Pfingsten. Merkwürdig! Die Notachse des zweiten Wagens durfte nicht früher und nicht später brechen als in dem Augenblick, in dem die Wagen an dieser Stelle stille hielten und eine neue Achse anstatt der zerbrochenen bereit lag. — Diese neue Achse — eine eiserne — hat ihre ganz eigene Geschichte. Schon um die Mitte des Jahres 1877 hatte ich sie bestellt. Aber Versuche, sie von der Bai aus nach Gibeon zu bekommen, waren fehlgeschlagen. Zuletzt war sie gelegentlich bis Bethanien gebracht worden. Als nun meine Gibeoner, um uns an der Bai abzuholen, nach Bethanien kamen, luden sie dieselbe auf und nahmen sie mit bis nach Aos. Dort auf uns wartend hatten sie Zeit, Betrachtungen und Messungen an der alten hölzernen und der neuen eisernen anzustellen. Das Endergebnis war: die neue paßt nicht; weshalb sollen wir sie mitschleppen an die Bai? Wir lassen sie liegen, wo sie ist. Ich frage: war das nun Zufall oder nicht vielmehr besondere göttliche Leitung? — Freilich die neue Achse paßte nicht. Schließlich aber, nach den von mir getroffenen Vorkehrungen paßte sie doch! Meine Fuhrmänner hatten das noch während der Arbeit für unmöglich gehalten. Jetzt blickten sie staunend auf mich, als alles stimmte. Man schob den Wagen wieder ineinander, lud auf und fuhr denselben Abend noch weiter.

Weshalb verließ man aber diesen Ort so nahe vor dem heiligen Pfingsfest? Waren nicht Menschen und Tiere im höchsten Grade der Ruhe bedürftig? Und Seele und Geist, verlangten sie denn nicht nach einer Stärkung aus Gottes Wort? O gewiß! Und doch, — wir mußten fort, denn ach, es fehlte auch hier an Wasser. Die Quelle, an der wir standen, die Hauptquelle auf der ganzen Strecke zwischen der Bai und Bethanien, sie war jetzt am Versiegen. Der Rest des Wassers, in einem tiefen Loche stehend, war ungenießbar. Die Ochsen, für welche es in Rinnen heraufgeschöpft war, tranken's nicht einmal. So waren wir denn gezwungen, vorwärts zur nächsten Wasserstelle zu eilen, es galt die Erhaltung unseres Lebens. Aus diesem Grunde wählten wir denn auch statt des viel besseren Umweges über die Tirasfläche den kürzeren Weg über Guibis, der furchtbar steinig ist, aber doch Wasser hat. Um jeden Preis mußten wir vorwärts kommen, der ersehnten Wasserstelle entgegen. Am Nachmittag rasteten wir und hielten noch einen Pfingstgottesdienst. Gegen Abend aber brachen wir wieder auf. Man reist leichter in der Nacht- und Morgenkühle, als am Tag. Das bischen Wasser aus der Felsenplatte bei Tsirub, das sich bei Aos schon auf eine Flasche vermindert hatte, war tropfenweise zu Ende gegangen. Alle waren jetzt auf's äußerste erschöpft. Kein Wunder, da es uns schon vom Ufer der Bai her

auch an Fleisch mangelte, während doch an 20 Menschen, die bei uns waren, täglich essen wollten. Die älteren Kinder fingen an zu fiebern, meine Frau, heldenhaft sich haltend, fieberte schon, seit wir Aos verlassen hatten. Am Pfingstmontag steigerten sich bei ihr Kopfschmerz und Fieber in bedenklichem Grade. Ich getraute mich vorderhand nicht, weiter zu fahren, hätte es aber auch gar nicht gekonnt, da uns die Ochsen einen Streich spielten und bis abends 6 Uhr ausblieben. Um 7 Uhr kamen wir dann los, hatten also doch noch Pfingstruhe gehabt; der guten Mutter ging's auch wieder besser, und so konnten wir noch ein Festtagsgefühl von jener Stelle mit fortnehmen. Die Fahrt ging mit einer kurzen Unterbrechung die ganze Nacht hindurch. Als die Morgensonne des Pfingstdienstages die Spitzen der Berge beleuchtete, hatten wir Guibis erreicht. Schnatternd vor Kälte spannten unsere Fuhrleute die Ochsen vom Wagen.

Unbeschreiblich glücklich fühlt man sich, wenn man bei solchen Reisen in der Wüste endlich zu Wasser kommt. Das ist ein Labsal ohne Gleichen. Hier hatten wir eine Wasserstelle gefunden, die uns unendlich erquickte. Nach Herzenslust wurde getrunken, gefrühstückt, gewaschen und auch noch zu Mittag gespeist. Die Fuhrleute legten sich auf den Boden ausgestreckt zuerst in die Sonne, später in den Schatten. Ja, köstlich wohl that auch die Ruhe nach einer solchen, durchwachten Rumpelnacht. —

Als wir wieder nach Bethanien zu in Bewegung waren, wurde der Weg noch rauher und schlechter. Wir waren kaum eine Stunde gefahren, da blieb ein Bethanischer Wagen zurück, weil ihm der Reifen eines Rades gesprungen war. Wir andern fuhren zu, um doch endlich aus dem Felsennest herauszukommen. Das Knirschen der Steine unter den Wagen war so schauderhaft, daß man hinter denselben sich förmlich anschreien mußte, wenn man sich wollte verständlich machen. In der Frühe des 13. Juni erreichten wir endlich die Station Bethanien. Die trauernde Witwe Kreft und die anwesende Schwester Hegner begrüßten uns hier. Wie dankten wir Gott für die Stunden der Erholung, die wir unter Dach uns gönnen konnten! Fünf Tage blieben wir dort; die verwaiste Gemeinde unseres heimgegangenen Bruders Kreft bedurfte über den Sonntag der kirchlichen Versorgung. Auch unvollendet gebliebene Einträge in Bücher verschiedener Art wurden gemacht. Die Löhnung der Bethanischen Fuhrleute mit Tauschartikeln nahm besonders viel Zeit in Anspruch. Am Sonntag, den 16. Juni feierten wir noch voll Dank und Preis Gottes im Herzen ein stilles Familienfest. Wir übergaben unsere Zwillinge Willi und Emil dem treuen Bundesgott in der heiligen Taufe, die Bruder Hegner vollzog.

Wehmütigen Herzens nahmen wir am 18. Juni von der betrübten Witwe mit ihren fünf Kindern wieder Abschied. Geschwister Hegner waren schon vorangeeilt. Von Gibeon her war Ruben, einer unserer Aeltesten, mit Schlachtvieh uns entgegengekommen. Unterwegs ritt ich mit dem Häuptling von Bethanien, David Christian, abseits, um noch den Viehposten des verstorbenen Bruders Kreft und die Stationsherde zu besichtigen. Da uns die Nacht überfiel, legte ich mich neben dem fürstlichen Haupt unter einem Dornstrauch nieder und wartete unter Zeit- und Geschichtsbetrachtungen den Morgen ab. Mit zerrissenen Kleidern und Schuhen holte ich die indessen weitergefahrenen Wagen abends wieder ein. Am Sonnabend, den 22. Juni, war Bersaba erreicht. Genau also in Zeit eines Monats sind wir von Kapstadt bis mitten ins Großnamaland hineingekommen. So rasch geht's nicht immer!

Nach einer Ruhepause von drei Tagen in Bersaba brachen wir abermals auf, dem lieben Heim näher zu kommen. Auf einen ungeheuer schwülen Tag folgte plötzlich bittere Kälte. Zehn Gibeoner Reiter kamen uns drei Stunden weit entgegen. Von ihnen begleitet fuhren wir am Morgen des 28. Juni, vor Frost am ganzen Leibe zitternd, aber im Herzen voll feurigen Dankes gegen den allmächtigen Beschützer, unter Glockengeläute in unserem Gibeon ein. Die Gemeinde sang:

„O daß ich tausend Zungen hätte.
Und einen tausendfachen Mund,
So stimmt' ich damit in die Wette
Vom allertiefsten Herzensgrund
Ein Loblied nach dem andern an
Von dem, was Gott an mir gethan."

Kapitel 19.

Bauarbeiten.

Nach der Rückkehr von Kapstadt und Wiedergenesung vom Landesfieber, an dem wir alle wochenlang noch zu leiden hatten, konnte ich doch mit des Herrn Hilfe meiner Gemeinde wieder als ihr „Lehrer" und Seelsorger mich hingeben, und auch von den andern Arbeiten konnte eine nach der andern wieder in Angriff genommen werden. Lange hatte die Gemeinde mich entbehrt; die gegenseitige Freude, einander wieder zu haben, hob meine matten Kräfte. Das Bauen auf geistlichem Gebiete nahm wieder einen fröhlichen Anfang und Fortgang. Aber ein Bauen anderer Art, ein Bauen mit Stein und Holz, welches mit der eigentlichen Berufsarbeit des Missionars fast beständig Hand in Hand geht und gerade jetzt sich nicht zurückdrängen ließ, stellte meiner geschwächten Kraft neue Proben. Der Giebel des alten Schulgebäudes war dem Einsturz nahe. Weder Schüler noch Lehrer wollten mehr hineintreten. Da galt es denn, herzhaft die sauere Arbeit zu beginnen. Natürlich hatte ich nicht nur die Bauarbeit zu leiten, sondern auch beim Arbeiten selbst wo möglich immer vorne an zu sein. Der eine, nach innen gebogene Giebel wurde glücklich nach außen abgeworfen, der andere auch abgehoben, eine Zwischenmauer vom Grund aus und vier gemauerte Pfeiler aufgeführt, starke Balken hinaufgethan und ein neues Dach aufgesetzt. Glücklich wurde das Werk zu Ende gebracht und dann dafür gesorgt, daß die gesamte Jugend auf ordentlichen Schulbänken sitzen konnte.

Unterdessen aber mußte auch unser Wohnhaus einer gründlichen Reparatur unterzogen werden. Begünstigt durch unsere lange Abwesenheit hatten die Termiten (weiße Ameisen) scharenweise in Dach und Söller sich häuslich niedergelassen. Wir konnten vor diesem zudringlichen Getier nicht mehr bestehen, weder ruhig schlafen, noch essen, noch arbeiten. Von oben herab wie von unten und aus den Mauern drang es massenweise hervor. In dem durchlöcherten Strohdach gingen selbst Katzen bequem aus und ein. Bei einem starken Regen stand ein Wassersee auf dem Söller. Dieser fand Abfluß in's Wohnzimmer, und dem Wasser folgte sogar eine junge Katze nach, die in eine untergestellte Badewanne fiel. Es war rein nicht mehr zum aushalten, und die Arbeit ließ sich nicht mehr hinausschieben. Meine Familie zog sich mit dem Hausrat und Jahresproviant in die drei Kammern des Nebenhauses zurück. Das ganze Wohnhaus wurde dann abgedeckt. Die Mauern desselben wurden um etwa 2 Fuß erhöht. Auch den Kamin, Backofen und

Herd brach ich ab, verwandelte die Küche in eine Eßstube, baute eine neue Küche mit Schornstein, Ofen und Herd, stellte auch ein kleines Badehäuschen her, — alles nach längst gefühltem, dringendem Bedürfnis. Zur Herstellung der Decke und des Daches wurden an 50 Balken, die ich zumeist vom Kap mitgebracht hatte, verwendet. Das Dach ließ ich, als ich einmal über der Arbeit ohnmächtig geworden war, durch den kapischen Schreiner decken.

Als ich Ende November notdürftig mit dieser Bauerei zum Abschluß gekommen war, mußte ich in den heißesten Monaten Dezember und Januar drei Reisen nach Rietmond, Berseba und Grootfontein unternehmen, was des Guten zu viel war und meine Kräfte vollends lahm legte.

Wie gerne baute ich sonst, als der Körper noch frisch und der Geist voll freudigen Verlangens war, um in der Sauberkeit und Gediegenheit der äußeren Bauwerke das Sinnbild dessen zu schauen, was es auf geistlichem Gebiete herzustellen gab. Und wie viele solcher äußeren Arbeiten boten sich dar, deren Ausführung eben zum Gedeihen der eigentlichen Berufsthätigkeit des Missionars nötig war. Sei es mir gestattet, an dieser Stelle noch einiges über meine Bauarbeiten zu berichten, die sich aber auf frühere Jahre verteilen.

Eine der ersten Arbeiten, die ich nach dem Anfzug in Gibeon vornahm, war das Graben eines Brunnens in unserem Hofe. Derselbe wurde überdacht und lieferte lange Zeit Wasser zum Gebrauch der Missionarsfamilie. Noch zwei weitere Brunnen wurden hergestellt, die sich indessen weniger bewährten. Einer im Garten wurde später wieder eingelegt, da das Wasser desselben mit seinem starken Salzgehalt den Pflanzen schädlich war. Der andere, welcher reines Schöpfwasser zum Trinken und zum Küchengebrauch geben sollte, wurde der Aufenthaltsort für allerlei Ungeziefer als: Schlangen, Skorpionen, Eidechsen rc., so daß unsere Dienstleute nicht mehr hinuntersteigen wollten. Auch eine Erdarbeit, der Bau eines sogenannten Winddammes zum Schutze der Hauptquelle mißlang, denn als derselbe zur Hälfte vollendet war, kam einer jener heftigen Platzregen, die wolkenbruchartig niederstürzen, und riß ihn dahin. Von besserem Erfolge begleitet war die Verlegung des Weihers. Dieser, der Sammelort des ausfließenden Quellwassers, welches dem Vieh zum Tränken, den Stationsgärten zur Bewässerung dient, lag meinem Garten zu nahe; seine Verlegung war um mancher Mißstände willen ein Werk der Notwendigkeit. Im Jahre 1872 wurde unter meiner Leitung ein Zaun um unseren Kirchhof hergestellt. Anderthalb Jahre durften wir uns des Gelingens dieser Arbeit erfreuen, bis der Zaun durch eine greuliche Ueberschwemmung leider wieder zerstört wurde. In demselben Jahre bahnte ich einen Fahrweg nach meiner neugegründeten Außenstation

Rietmond. Der bisherige Weg lag nämlich im Flußthal, ja zum Teil im Flußbette selbst, und jede Regenzeit machte ihn unbrauchbar. Der neue Weg mußte außerhalb des Flußthales angelegt werden. Ich führte die schwere Arbeit mit etwa 30 der stärksten Schuljungen aus. Das Brecheisen fiel wuchtig in den felsigen Grund und brach zentnerschwere Klötze heraus, die kaum zu bewältigen waren. Nebenan bearbeiteten andere mit der Spitzhacke die weniger großen Steine. Wieder andere kamen mit dem Spaten hinterher, das Geröll wegzuräumen und Löcher auszufüllen. Mit Beil und Axt wurden Bäume und Dornbüsche umgehauen, mit dem von 10 Ochsen gezogenen Dornschlitten vorausgefahren und die Richtung bezeichnet. Neben der Aufsicht über das Ganze stand ich mitarbeitend stets an der Spitze und bestimmte die Richtung und Breite des Wegs. Das war in der That ein heißes Werk unter den unbarmherzigen Strahlen der Februarsonne, dazu auch ein gefährliches, da man unter den Steinen so oft auf giftiges Ungetier stieß. Die Arbeit wurde aber doch in wenigen Tagen zu Ende geführt. Der neue Weg hat eine Länge von $3^1/_2$ Stunden. Einige Brautwagen haben ihn zuerst befahren.

Alles das war übrigens noch leicht im Vergleich zu den eigentlichen Bauarbeiten, die ich innerhalb unserer Wohnräume vorzunehmen hatte. Dieselben fanden wir bald für ein so heißes Klima entschieden zu klein. Ich brach drei Mauern heraus und setzte eine Wand dafür ein, was sich später als eine bedeutende Verbesserung fühlbar machte. Die leichten Binsenmatten, die lose über den Söllerbalken lagen, und jedesmal stäubten, wenn die Thür geöffnet war, wurden herabgenommen, und dafür eine festere Decke, die betreten werden konnte, hergestellt. Die alte Studierstube, kaum mehr als 9 Quadratmeter groß, hatte die Zahl der Katechumenen nie recht fassen können. Der Anbau einer größeren Studierstube war ein dringendes Bedürfnis. Als ebenso notwendig stellte sich's mit der Zeit heraus, eine „Kühlkammer" auf der Südseite anzubauen, die den mangelnden Keller ersetzen sollte, und in welcher besonders das frische Fleisch aufgehängt, gesalzen und getrocknet wurde. Für den neu angeschafften Wagen mußte auch eine Remise gebaut werden, damit die alte ausschließlich zu einer Werkstätte benützt werden konnte, in welcher die von Deutschland erhaltene Hobelbank ihre Stelle fand. Für die Dienstleute und Schulamtszöglinge wurden außerhalb des Hauses Wohnungen hergestellt, auch für das Geflügel wurden Ställe gebaut. — Alle diese Arbeiten bildeten für mich eine gute Vorschule für spätere Zeit, in der mir eine viel größere Aufgabe zu lösen vorbehalten blieb. Das war die Aufgabe, eine neue Kirche zu bauen. Es war im Jahre 1874, als solcher Bau durchaus nicht länger verschoben werden durfte.

Wie sah denn unser altes Kirchlein aus? Zehn Jahre zuvor war es aufgerichtet worden in unruhiger Kriegszeit. Nicht nur zu gottesdienstlichen Zwecken war es bestimmt, es sollte auch als Schulhaus dienen. Unter Mangel an hinreichenden Kräften und in aller Eile war es erbaut worden. Ist's da ein Wunder, daß ich schon bald nach meinem Amtsantritt schadhafte Stellen entdeckte, die repariert werden mußten? Rasch ging das Kirchlein seiner Auflösung entgegen. Der Sonnenbrand dörrte das in grünem Zustand verwendete Bauholz der Dornakazie so aus, daß es eine Gestalt annahm, wie die Dauben eines Faßbinders. Das Binsenstroh auf dem Dache war morsch und brach an verschiedenen Stellen. Der Wüstenstaub war durch die häufigen Wirbelwinde zwischen das sich lockernde Gedeck in Menge eingedrungen und lagerte sich bei jedem Wind im Innern ab. Holzwürmer zernagten das Gebälk nach allen Richtungen; Termiten und Reisameisen bahnten wahre Heerstraßen durch die Lehmmauern. In den Sommermonaten fielen schwarze, übelriechende Stachelameisen auf die Versammelten nieder und verursachten empfindlichen Schmerz und Geschwulst. Vögel ätzten ihre Jungen und flogen zuweilen kreischend über den Köpfen der Zuhörer hin. Bei diesen Störungen fiel natürlich manches gesäete Körnlein auf den Weg. Zu den längst eingenisteten Eidechsen gesellten sich schließlich noch etliche Schlangen, die in luftiger Höhe auf die jungen Insassen der Vogelnester Jagd machten. Da diesen unkirchlichen Störenfrieden so schwer beizukommen war, wagte niemand, sie anzugreifen. Ja, der Neubau eines würdigeren Gotteshauses war die denkbar dringendste Notwendigkeit.

Handwerker standen mir nicht zu Gebote, so war ich denn auch hier Bauherr und Baumeister in einer Person. Die Eingeborenen konnten nur zu Handlangerdiensten verwendet werden. Zunächst galt es, allerlei Handwerkszeug zu fabrizieren, z. B. einen Winkelhaken, Richtscheit, Setzwage, Backsteinformen und dergl. Darnach wurden Steine gebrochen und herbeigeschafft. Thüren und Fenster wurden von Kapstadt verschrieben, ebenso Bauholz und Eisenblech. Meine Erwartung, sämtliche Rohartikel im Juni in Empfang nehmen zu können, wurde sehr getäuscht. Erst kurz vor Weihnachten, im heißen Dezember kam der Rest davon in meinen Besitz, und so war ich gerade im Hochsommer genötigt, die Balken zu sägen und den Dachstuhl zu zimmern. Für das Gerüst mußten an 50 junge, schlanke Dornbäume im Flusse gehauen und in den felsigen Boden eingegraben werden. — Als die Grundmauern sich etliche Fuß über die Erde erhoben hatten, machte sich die Mannschaft daran und formte an die 80,000 Backsteine, die zu $^7/_8$ alle zur Verwendung kamen und durch meine Hände

liefen.*) „Von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß,“ — das traf damals wohl redlich zu! Saure Milch, mit Wasser gemischt, löschte den Durst und half die verlorenen Säfte ersetzen. Welche Freude aber war es, als das neue Gotteshaus höher und höher emporwuchs! Und welch ein Gefühl der Wonne und des Dankes gegen Gott erfüllte das Herz als es endlich fertig dastand! Bis dahin waren genau zwei Jahre vom Beginne der Arbeiten an vergangen, immerhin eine kurze Zeit, wenn man bedenkt, daß ich den Bau doch nur als Nebensache behandeln konnte, ob er schon die Anspannung aller Leibes- und Geisteskräfte erforderte, sobald man sich einmal an die Arbeit begeben hatte. Mußte ich doch ohne jegliche Beihilfe eines Fachmannes oder auch nur eines Handwerkers den Bau ausführen. Erst als der Dachstuhl aufgesetzt wurde, kam noch jener kapische Kabinetschreiner, von dem schon früher einmal die Rede war, und half mit, das Eisenblech aufschrauben. Ohne Aufsicht durfte auch dieser nicht gelassen werden.

Die Länge der neuen Kirche beträgt 23 Meter und die Breite $9^1/_3$ Meter. Die Mauern sind mehr als $^1/_2$ Meter dick und beinahe 6 Meter hoch. Ein Türmlein mit dem Kreuz auf eigenem Fundament erhebt sich über der Eingangsthüre und beherbergt zwei nette Glöcklein, die täglich Jung und Alt herbeirufen. Auf der Hinterseite ist eine geräumige Sakristei, in welcher der Taufunterricht für gewöhnlich erteilt wird. Freundlich und hell ist der Innenraum der Kirche durch drei große Fenster auf beiden Seiten erleuchtet. Für die Zuhörer stehen 34 Bänke in zwei Reihen aufgestellt, für den Prediger eine Kanzel und ein Sprechpult, dann der Altar, der Taufstein und für den Schullehrer ein Harmonium. Alles wurde aus Kapstadt bezogen, mit Ausnahme des Harmoniums, das aus Stuttgart stammt. — Der ganze Bau kam auf 9044 Mark zu stehen, von welcher Summe die Gemeinde und ihre Stammeszugehörigen $^7/_8$ abzahlten.**) Der Rest wurde durch die Weißen in Afrika und Deutschland gedeckt.

Ein herzerhebendes Fest brachte uns sodann der Tag der Einweihung dieses unseres lieben Kirchleins (16. Juli 1876). Wir wurden besonders hoch erfreut und erquickt durch die außerordentlich große Beteiligung von nah und fern an dieser Feier. Nicht weniger als 49 Gefährte auswärtiger Festgäste standen damals auf der Station.

Wie lieb hatten wir, Hirte und Herde, unser neues mit so vieler Anstrengung selbst erbautes Gotteshaus! Wie oft durften wir darin mit bewegter Seele unsern Gott anbeten, seine Stimme

---

*) Ein Achtel der zerbrochenen wurde zu Mörtel gestampft und als solcher verwendet.

**) Außer Beköstigung wurde alle Arbeit umsonst gethan; nur der Schreiner erhielt Wochenlohn.

hören und seine Gegenwart spüren! Die Personen wechseln, Er, der Herr der Kirche bleibt. Möge Er noch viele Seelen armer Heiden an dieser Stätte seines Namens, wo mitten in der Wüste seine Ehre wohnt, zu Licht und Frieden führen! Möge Er selbst sein Ackerfeld in der Wüste bauen und behüten!

Im Jahre 1872 ließ ich einen Pflug von Kapstadt kommen, und — es gehört dies ja auch noch zu meinen Bauarbeiten —, ich beackerte und besäete eigenhändig den fruchtbaren Schlammboden am sogenannten Regenbach in der Nähe der Station. Brachte doch mein Garten am Hause manche nützlichen Früchte, als Melonen, Gurken, Kürbisse und allerlei Wurzelgewächs, warum sollte nicht auch ein fruchtbares Kornfeld in der Wüste erblühen können? Ich ließ mir's viel kosten. Die angestellten Taglöhner hatten allein eine Woche Zeit gebraucht zum Hauen und Herbeischleppen der Dornsträucher für die Umzäunung. Und siehe, bald stand die Saat herrlich da. Schon fingen die Aehren an, sich zu entwickeln und in die Höhe zu schießen, da — fuhr ein Händler des Nachts zu dicht daran vorbei. Die Räder des Wagens schleiften ein Stück des Zaunes hinweg. Das Weidevieh aber, welches längst schon das prachtvolle Grün ins Auge gefaßt hatte, fand des Morgens eine Thür geöffnet, und, ehe ich es erfuhr, war das schöne Kornfeld abgeweidet. — Ein Jahr später ging mirs, nachdem ich dieselbe Mühe und dieselben Kosten aufgewendet hatte, aus einem andern Grund um kein Haar besser. — Im Jahre 1874 pflügte ich zum drittenmale auf dem hohen Ufer des Flusses, aber etliche tausend Schritte von dessen Bette entfernt, ein Stück Land von 170 Schritt Länge und 60 Schritt Breite um. Als dieses Ackerland eingefriedigt war, und die junge Saat schön hervorsproßte, trat jene verheerende Ueberschwemmung ein, die unseren Kirchhofzaun niederriß, die meisten Pfähle desselben abwärts trug, andere im Schlamm begrub, Gräber bis auf den Grund aufwühlte, überhaupt längs des Flusses eine schauerliche Verwüstung anrichtete und leider auch von unserem schönen Ackerfeld nicht allein die Hecke, sondern auch den Boden samt der Saat fortführte.

So waren denn meine Bemühungen bezüglich des Ackerbaues in der Wüste vergeblich. Auf jenem anderen Feld Gottes, wo der Same seines lebendigen Wortes aufgeht, wo Glaube, Liebe, Hoffnung sproßt und grünt, da geht es gottlob anders! Da kann keine verderbliche Gewalt, kein verheerender Gewittersturm, ja keine Macht der Hölle Gottes Pflanzen über Nacht hinwegreißen. Da wächst und reift die Saat, von ihrem himmlischen Säemann und seinen Knechten gepflegt und umschirmt. — Bei meinem Eintritt in Gibeon fand ich 12 Kommunikanten und 30 getaufte Kinder vor; bei meinem Scheiden standen 224 getaufte Kinder, 146 getaufte Er=

wachsene und 61 Konfirmierte im Kirchenbuch, unter ihnen 2 Häuptlinge, 1 Unterkapitän, 10 Ratsleute, 2 Kirchenälteste, 3 Schullehrer. Das ist Gottes Werk, dessen Kraft in den Schwachen mächtig ist.

Meine Bauarbeiten in der Wüste waren nicht vergeblich. Wie Denkmale himmlischer Allmacht, Erbarmung und Treue, so standen sie vor mir und erquickten in mancher schweren Stunde meine Seele. —

Kapitel 20.

Abschied von Gibeon.

Die letzte meiner Berufsreisen lag hinter mir. Eine Erschütterung des Gehirns, die ich mir zugezogen, machte mich fast zu jeder geistigen Thätigkeit unfähig. Und doch, welch eine Masse von Arbeiten lag vor mir. Der Katechet von Rietmond führte mir Taufbewerber zu, die er schon seit geraumer Zeit unterrichtet hatte; diesen Unterricht, ob jetzt auch meine Kräfte nicht mehr zureichen wollten, mußte ich jedenfalls zu Ende führen.

Bei dem Drang der Geschäfte wurde im Januar versäumt, die Bestellliste auf die Post zu geben. Im März mußte sie unbedingt fort und war gleichwohl noch nicht angefertigt. Geist und Augen waren nicht mehr klar genug, sie abzufassen. Ich schrieb an den Vorstand der Gesellschaft und bat um Ablösung, vernichtete aber den Brief wieder und sagte: „Nein, ich gehe nicht.“ Wo sollte ich schnell Rats erholen? Unser Präses weilte am Kap, dessen Stellvertreter wohnte 80 Stunden von Gibeon entfernt und befand sich überdies in einer nicht viel besseren Lage, wie ich. Von jüngeren Kollegen besaß keiner Erfahrung genug, um mir kräftig raten zu können. Sie wußten und glaubten es nicht einmal, wie sehr ich litt. Ruhe und Erholung im Lande, gänzliche Entledigung von allen Geschäften war gar nicht möglich. Aussicht auf einen Mitarbeiter oder Stellvertreter war keine vorhanden. — Die Lebensmittel gingen auf die Neige. Am liebsten hätte ich mich in den Sarg legen lassen und meine Augen für alles zugeschlossen. Aber hatte ich denn nicht auch Verpflichtungen gegen meine Familie, gegen die Eltern, die ihre Tochter einst dem unbekannten Manne nachziehen ließen! Ist im gemäßigten Klima nicht am Ende noch Rettung und Genesung zu hoffen? — Sind das aber nicht eigene Wege, die du dann gehst? Wird man am Kap oder in Deutschland den Ernst der Lage zu würdigen wissen, die dich bewog, ans Kap zu gehen, von welchem du erst vor einem Jahr zurückgekommen bist? Bericht geben und auf Antwort warten? — Ist es dazu nicht schon viel zu spät? Wer sagt mir unzweideutig, was Gottes

Wille ist bei solchem Gegensatz von Pflichten? O wie jagten derartige Gedanken in den oft wochenlang schlaflos verbrachten Nächten mit rasender Schnelle durch's Gehirn und die fiebrigen Glieder! Alle meine Nerven waren in Aufruhr. Arbeiten wollen und müssen, ohne schlafen und essen zu können, brachte mich den Grenzen des Irrsinns nahe. Habe ich Unrecht gethan, wenn ich mich endlich zum Gehen entschloß? Mein Gewissen sagte mir: Nein, es ist vielmehr Pflicht, die Pflicht der Selbsterhaltung.

Am Palmsonntag kündigte ich mit gebrochenem Herzen der Gemeinde meinen Entschluß an, wenn auch noch nicht ganz bestimmt. Stille Thränen rollten über die Wangen der Anwesenden. Wie wohl that uns die Liebe und Teilnahme der Christen, die ihren leidenden Seelsorger am Krankenbett besuchten! Sie verlangten zum heiligen Abendmahl zu gehen, ich konnte mich kaum mehr auf ihre Taufnamen besinnen. Sie baten für mich zum Herrn, und ich konnte es ihnen reichen, obgleich die müden Arme kaum mehr das Kirchenbuch zu halten vermochten und eigentümliche Schatten, wie Spinnen, vor meinen Augen herumtanzten.

So gerne hätte ich gesehen, daß der Rest unserer Kirchenbauschuld vollends getilgt sein möchte. Völlig schuldenfrei wollte ich die Station zurück lassen. In jener Zeit fuhr unser Häuptling Moses Witbooi mit seinem Wagen davon, ohne daß ich wußte, wohin. Er kam wieder, ging abermals und kehrte erst nach etlichen Wochen zurück. Seine Abwesenheit kam mir ungelegen, ich hatte noch so manches mit ihm zu verhandeln und allerlei Anordnungen zu treffen. Niemand konnte mir sagen, wo er sich umhertrieb. Da trat eines Tages der Schullehrer bei mir ein und überbrachte mir Grüße vom „alten Moses“, welcher mir 10 Pfund Sterling, d. i. 200 Mark in Gold einhändigen ließ — als seinen Anteil zur Deckung der Bauschuld. Er hatte sich das Geld von Händlern geben lassen, welche ihm für Handel-, Weide- und Wasser-Berechtigung Abgaben schuldeten. Mit anderen Worten: Der Häuptling hatte in Ermangelung eines Staatsschatzes zur einzigen Quelle seiner Staatseinnahmen gegriffen, um den Wunsch seines Missionars zu erfüllen. Es war das eine wahrhaft königliche That, die mich tief rührte.

Um dieselbe Zeit ereignete sich indessen auch ein unliebsamer Fall und griff mich im Innern mächtig an, obwohl er andrerseits einen Beweis gab von der Bereitwilligkeit unserer christlichen Häuptlinge, ihr obrigkeitliches Amt treulich nach Gottes Wort und nach der Beratung ihres Missionars zu führen. Schon Monate lang fahndete die Feldpolizei nach einem Menschen, der einen Mord begangen hatte. Dieser, ein Berg-Damra, der schwarzen Rasse angehörig, hatte bei einem Namab als Viehhirte gedient und stand unter der Botmäßigkeit des Gibeoner Häuptlings. Er hatte einen

von seinen Mitknechten erschlagen, um dessen Frau heiraten zu können, hatte sich dann aus dem Staube gemacht und lebte mit seiner Erwählten vom Felddiebstahl. Plötzlich war auch ein sehr geschätztes Jagdpferd verschwunden. Aufs neue fiel der Verdacht auf ihn. Mit einer List, die dem geriebensten Polizeikommissar alle Ehre gemacht hätte, wurde nun der Raubmörder, ein Mann von gedrungener Gestalt und riesiger Stärke, überfallen, geknebelt und auf die Station gebracht. Hier saß ein benachbarter Häuptling



Moses Witbooi.

mit seinen Ratsleuten und dem Gibeoner Gerichtshof zusammen. Der Angeklagte bekannte seine That mit einer auffallenden Freimütigkeit. Das Gericht sprach ihn des Todes schuldig. Die zwei Häuptlinge kamen nun aber zu mir mit der Frage, ob sie auch berechtigt seien, die Todesstrafe zu vollziehen. Ich erwiderte ihnen: Ihr seid heute christliche Häupter, auch euere Ratsleute sind fast alle Christen. Gottes Wort ist eure Richtschnur. Nach ihm seid ihr berechtigt, sogar verpflichtet, einen Mörder am Leben zu strafen.

Die Bibel soll euch aber für alle künftigen Fälle die nämliche Richtschnur sein, auch dann, wenn jemand von eurer Rasse einmal auf solche Weise schuldig werden sollte. Messet ihr mit verschiedenem Maß, dann versündigt ihr euch heute durch Vollstreckung eures Urteils. — Sie begriffen den Ernst dieser Worte gar wohl und versprachen, darnach zu handeln. — Nicht ohne meinerseits mit dem Verurteilten gesprochen zu haben, starb derselbe durch eine Kugel am geöffneten Grabe. Dorthin ihn begleiten, reichten meine Kräfte aber nicht mehr. Der barmherzige Gott sei ihm ein gnädiger Richter!

Die Hoffnung auf Linderung des Kopf-, Rachen-, Nerven- und Leberleidens beim Herannahen der kühleren Jahreszeit erfüllte sich nicht. Im Gegenteil, dasselbe steigerte sich. Alle Wochengottesdienste mußte ich einstellen. Am Sonntag Vormittag hielt ich nur eine kurze Predigt und gab wöchentlich zweimal Taufunterricht. Einiges konnte ich dem Schullehrer Samuel übertragen. Als die Gemeinde vernommen, daß meines Bleibens nicht länger sein könne, wuchs die Bewegung immer stärker. Selbst tief zerknirscht, einen Weg antreten zu sollen, der mir ärger wie der Tod vor der Seele stand, und stets das Jammern und Klagen der Einzelnen anhören zu müssen und ihnen Trost spenden zu sollen, da ich selbst wie ein Kind des Trostes bedürftig war, wurde mir über die Maßen schwer. — Ein junger Mann, der in meinem Hause viel Gutes genossen, aber zwei Jahre lang es mit schnödem Undank belohnt hatte, kam, nachdem ihm längst wieder Verzeihung zu teil geworden, auf meine Stube gelaufen und sagte weinend: „Lehrer, ich allein, ich allein bin schuld daran, daß Sie nun gehen. Bitte, vergeben Sie mir all mein Unrecht; ich habe mich schwer an Ihnen versündigt." — Unsere treue Dienstmagd Katharina, die schon vier Jahre bei uns war und lange gar nicht glauben wollte, daß es ernst werden könnte, ging wie geisterhaft im Hause herum, als sie endlich packen und helfen mußte. Sie weinte wie ein kleines Kind. Ein Brief, den sie uns später nachsandte, hat uns als der treuherzige Ausdruck ihrer großen Anhänglichkeit und ihrer einfältig frommen Gesinnung tief gerührt.

In jenen schweren Tagen ging mir noch eine schmerzliche Nachricht zu, wonach die Leiter unserer Mission Aufhebung von Stationen und Kürzung der Gehälter in Aussicht stellten, falls die Gemeinden aus den Heiden nicht größere Beiträge aufbringen könnten. Unsere Gibeoner hätten ja wahrlich nicht mehr thun können und haben wohl größere Opfer gebracht, als es erwartet werden konnte.*) O möchten doch die deutschen Christen unserer

*) Sie haben mir 660 Mk. für die Missionskasse mitgegeben und die zwei Schullehrer mit 800 Mk. aus dem Schulfonds besoldet.

Mission aufhelfen, daß sie vielmehr neue Stationen gründen und die Gehälter erhöhen könnte, anstatt zu Worten sich bewogen zu fühlen, die wie gellende Notschreie über ihre Mittellosigkeit zu uns in die Wüste herüberdrangen. Wie könnten sie helfen, alle die Tausende in der Heimat, und zwar mit Freuden, wenn sie zu bedenken wüßten, wie sie selbst z. B. über Weihnachten in so vieler Hinsicht köstlich leben, während um jene Zeit die Hälfte der Namachristen aufs Kümmerlichste ihr Dasein fristet, ja selbst von Baumharz, Wurzeln, Beeren und dergleichen leben muß!

Das Pfingstfest kam heran und damit auch unsere letzten Tage in Gibeon. Die lieben Geschwister H . . . . . von H . . . . . waren die Einzigen, die uns vor unserem Scheiden besuchten. Am Fest übernahm der liebe Bruder mehrere Predigten und war Zeuge, wie 8 Personen getauft wurden, und 133 das heilige Abendmahl genossen. Als er wieder heimfuhr, rief er mir noch nach: „Sage meinen Eltern, ich komme nicht wieder!" Schwerlich hat er geahnt, daß der Herr ihn schon zwei Jahre später nach nur siebenjähriger Wirksamkeit heimrufen und eingehen lassen werde zu seiner Ruhe.

Wie treue Freunde beim Abschiednehmen einander Geschenke und Andenken darreichen, so waren auch die Gemeindeglieder und wir darauf bedacht, Zeichen der Liebe auszuwechseln. Die Männer, sehend, wie ich beim Packen und Laden immer wieder zusammenbrach, halfen nach Kräften. Am Arme meiner Frau hinkte ich noch einmal durch die Räume unserer Wohnung. Kaatje, die Frau unseres Häuptlings, war zugegen. Als wir auf die letzte Thüre zuwankten, die ins Freie führt, stellte sie sich davor und schrie wie eine Verzweifelte: „Nein, Sie dürfen nicht fort!" — „Was wird's Dich aber nutzen, wenn ich bleibe, nicht mehr predigen kann und in kurzer Zeit in den Sarg gelegt werde, der dort unten steht?" Diese Vorstellung entwaffnete die Frau. Sie ließ ihre Arme sinken und wimmerte uns nach wie jemand, der im Sterben liegt.

Als ob Blei an den Schuhen hinge, so schleppte ich mich zum letztenmale ins Gotteshaus. Der Lehrer spielte: „Zion klagt mit Angst und Schmerzen"; die Kehlen des sonst so singlustigen Völkleins waren wie zugeschnürt. Mit gedämpfter Stimme las ich den 121. Psalm. Im Gebet rang ich nach Fassung. Ich gab den Vers an: „Bei diesem Grunde will ich bleiben" — und: „Hilf ferner auch, getreuer Hort". Die Stimmen wurden aber vom Schluchzen fast erstickt. Das widerfuhr den Leuten, die am Totenbette und Grabe ihrer Liebsten höchst selten eine Thräne im Auge zerdrücken. Der Katechet Samuel ergriff noch das Wort und dankte für allen empfangenen Segen im Namen der Gemeinde.

Vor der Thüre reichten uns alle die Hand zum Abschiedsgruße. Einzelne wollten unsere Hand nicht mehr loslassen. Sie

gaben uns Grüße mit an die Missionsgesellschaft, an die Missionsfreunde, an unsere vorangegangenen Kinder in Deutschland. Das sonst so beliebte Abfeuern der Gewehre unterblieb gänzlich. Alle fühlten, daß das zu dem Ernst und Schmerz des Abschiedes nicht passe. „Behüt dich Gott, du, meine Gemeinde! Behüt dich Gott, du Christengemeindlein in der Wüste, an dem ich hing mit meinem tiefsten Herzen! Dich mußten wir verlassen!" Sterben kann kaum schwerer werden! — Hätte ich nicht glauben können, daß Gibeon unter der Leitung seiner Aeltesten und Lehrer vor Schaden würde bewahrt bleiben und daß bald ein Stellvertreter für mich einrücken werde, um welchen die ganze Gemeinde in einem Schreiben an die Misionsleitung dringend gebeten hatte, ich wäre bei ihr geblieben, ich hätte trotz Leiden und Not bei ihr ausgehalten bis zuletzt.

Zwei Stunden hinter der Station gab's noch einen Aufenthalt. Eine große Schar Menschen war uns trotz der einbrechenden Nacht gefolgt. Andere kamen aus weiterer Ferne herzu, sich zu verabschieden. Die Viehherden der Gemeinde mußten nochmals durchgesehen und gebucht werden, und war dann ihrethalben Anordnung zu treffen. Zweimal mußten wir dort übernachten. Die offene Wunde begann auf's neue zu bluten bei dem wiederholten Abschied. Schweren Herzens zogen wir weiter. Jeder Baum, jeder Bergvorsprung, jede Wasserrinne, daran wir vorüberkamen, erschienen uns wie gute Freunde, von denen es zu scheiden galt. — Das Wetter schlug plötzlich um. Früh zeigte das Thermometer 6 Grad Kälte, mittags stellte sich ein heißer Nebel ein. Der Schullehrer H . . ., der mit vielen anderen uns nachgefahren war, traf 5 Tage später schwer am Fieber erkrankt mit uns zu Bersaba ein.

Dort rasteten wir 4 Tage bei den lieben Geschwister Hegner. Wie viel Teilnahme und treue Liebe erfuhren wir auch dort am Orte meiner ersten Berufsthätigkeit! Der dortige Häuptling examinierte mich beim Abschied scharf, um zu erfahren, ob mein Leiden der einzige Grund sei, warum ich reise, oder ob sonst noch etwas vorliege. Wie sehr konnte ich ihn beruhigen. Sein Sohn Z . . stellte sich am Sonntag Abend mit der Schuljugend an unserem Hause auf. Zwei Gesänge: „So nimm nun meine Hände" und: „Was Gott thut, das ist wohlgethan" erklangen uns zum Abschiedsgruß. Die Kirchenältesten, jener Zeit eingedenk, in welcher ich ihre Kinder unterrichtete, machten uns noch ein Geschenk aus der Bersabaer Schulherde. — Gott segne dafür die lieben Leute!

Nach 4 Tagen setzten wir unsere Reise im Ochsenwagen fort. Als wir nachts ausspannten, hielt ein anderer Wagen uns zur Rechten auch stille. Ein ganzer Trupp Leute, zumeist Frauen, machten sich zum Feuer. Und siehe da, vorne an stand die oben erwähnte Kaatje. Da ihr Mann durch Geschäfte in Bersaba zu-

rückgehalten war, hatte sie, die Frau des Häuptlings, den Wagen einspannen lassen und war uns nachgefahren. Welch rührende Anhänglichkeit dieser Leute! Sie wollten uns nur noch einmal sehen und einer Abend- und Morgenandacht beiwohnen. Und hätte ich sie nicht dringend gebeten, nun umzukehren, sie wären noch weiter mitgefahren. Ich dachte aber, 28 Stunden weit ist wahrlich genug. Derartige Züge sprechen für sich selbst und bedürfen keiner Erklärung.

In Keetmannshoop langten wir mit den erkrankten Zwillingen an, die noch keine 14 Monate alt waren. Die l. Schwester Fenchel



Der alte Tseib.

lag pockenkrank tief zwischen den Decken. Der Herr hatte die jungen Eheleute schwer geprüft und ihren Erstling kurz zuvor zu sich genommen. Unter der Thür stehend sprachen wir mit ihnen und verabschiedeten uns von einander. — „Grüße auch den Herrn Gesellschaft!" rief mir der alte Häuptling Tseib nach, als wir weiter fuhren. So viel ich weiß, befand sich der Alte damals im Taufunterricht.

Die Reise bis Steinkopf nahm 4 Wochen Zeit in Anspruch. Wie schwer sie fiel, will ich nicht weiter ausführen. Hätten mir

nicht zwei Männer unserer Gemeinde, der treue Aelteste Hendrik Witbooi und der Schullehrer Samuel, aus freien Stücken das Geleite gegeben, oder, genauer gesagt, die Führerschaft übernommen, dann hätten wir schwer das Ziel erreicht. Jener sagte aber: „Ich gehe so weit, bis ich meinen Lehrvater in die Hände von weißen Menschen abgeben kann.“ Treu, wie immer, hat er sein Wort gehalten. Bis Steinkopf waren die beiden an meiner Seite, wo uns abermals das Haus und die fürsorgende Liebe der Geschwister Brecher aufnahm. Die Ruhe bei ihnen that uns unendlich wohl, war uns aber im höchsten Grade nötig. — Schmerzbewegt nahmen wir Abschied von unseren Begleitern, die thränenden Auges wieder heimwärts fuhren. Ohne diese, ohne unser Reisehaus, mußten wir weiter, dem Ziele zu. — In Port Nolloth kroch ich auf Händen und Füßen die Stufen zum Gasthof hinan und zur nächsten Thüre hinein in ein Gemach, wo Fuhrleute und Matrosen zu übernachten pflegen. Ich hätte an jenem Tage keinen Schritt mehr weiter gekonnt. —

Wie beschwerlich die Seereise an's Kap war, wie tief es in die Seele schnitt, als ich, kaum der Sinne mächtig, auf den Rat der Aerzte mich entschloß, nach Deutschland zu gehen und meine Familie am Kap zurück zu lassen, — was mir auf der See begegnete, — wie fremd und in welchem Zustand ich nach Hause kam, — wie grimmig kalt mich der Winter 1879/80 in Tübingen umfing, — wie sehr ich neun Monate lang um meine Familie mich besorgte, — wie tief mich die Geschicke der Nama-Herero-Mission bewegten nach dem ein Jahr später zwischen den beiden Nationen ausgebrochenen Kriege, — das alles weiß nur Gott, der alles Wissende! Er wird sein Werk nicht liegen lassen, wenn auch seine Werkzeuge sich rasch abnützen. —

Wunderbar ist sein Rat, gewaltig sein Arm und hoch seine Rechte! Unaussprechlich ist seine Barmherzigkeit, und alles führet er herrlich hinaus. „Die Wasserwogen im Meer sind groß und brausen greulich, aber der Herr ist noch größer in der Höhe!“ Er hat mich wieder aufgerichtet und getröstet im lieben, deutschen Vaterland. Er hat meine Familie wohlbehalten zu mir zurückgebracht. Er hat meinem Gibeon wieder einen Stellvertreter gegeben. Er hat so weit meine Kräfte wieder gestärkt, daß ich für jetzt in der Heimat, wenn gleich noch vieler Schonung bedürftig, doch als Reiseprediger Seiner heiligen Missionssache dienen und für dieselbe da und dort durch Predigt und Vortrag, durch Wort und Schrift die Herzen ermuntern und erwärmen darf.

„Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe,
Der weiß zu allen Sachen Rat!“

Ihm sei Dank und Ehre in Ewigkeit!

Inhalt:

Druck von Ernst Siedhoff in Bielefeld.

